Die
Dame von Monsoreau.

Historisch=romantisches Sittengemälde
aus den Zeiten
Heinrich's III., Königs von Frankreich.

Von

Alexander Dumas.

Deutsch
von
Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Vierter Theil.

Augsburg, 1846.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Erstes Kapitel.

Die Soirée der Ligue.

Paris, so, wie wir es kennen, macht bei seinen Festen nur einen mehr oder minder großen Lärm, zeigt nur eine mehr oder minder beträchtliche Menge; aber es ist immer der nämliche Lärm, es ist immer die nämliche Menge; das Paris von Ehedem hatte mehr, als dieß. Es bot einen schönen Anblick, durch jene engen Straſſen, am Fuße jener Häuser mit Balkonen und kleinen Balken, mit Giebeln, Myriaden eiliger Leute ziehen zu sehen, die sich Alle nach dem gemeinsamen Ziele hinwälzten, unterwegs beschäftiget, sich anzuschauen, sich zu bewundern, wegen der Sonderbarkeit von Diesem oder Jenem sich einander zu verhöhnen. Dieß geschah, weil ehedem Kleider, Waffen, Sprache, Geberde, Stimme, Gang, Alles, eine seltsame Einzelnheit gestalteten, und diese tausend, auf einem einzigen Punkte vereinigten Einzelnheiten, ein höchst interessantes Ganzes zusammensetzten. Nun aber wollen wir Paris schildern, wie es um acht Uhr Abends war, an dem Tage, an welchem Herr von Guise, nach seinem Besuche bei dem Könige, und nach seiner Unterredung mit dem Herrn Herzoge von Anjou, auf den Gedanken gerieth, die Ligue von

den Bürgern der guten Hauptstadt des Königreiches unterzeichnen zu lassen.

Eine Menge Bürger, mit ihren schönsten Kleidern angethan, wie zu einem Feste, oder mit ihren besten Rüstungen, wie zu einer Musterung oder zu einem Treffen, wanderte den Kirchen zu; die Haltung aller dieser, vom nämlichen Gefühle bewegten, und zum nämlichen Ziele ziehenden Leute, war fröhlich und zugleich drohend, vorzüglich, wenn sie vor einem Posten von Schweizern oder Chevaux-legers vorbeikamen. Diese Haltung, und besonders das Geschrei, das Hohngelächter und die Trotzworte, welche sie begleiteten, hätten dem Herrn von Morvilliers Besorgniß eingeflößt, würde dieser Beamte seine guten Pariser nicht gekannt haben, spottende, neckende Leute, aber unfähig, ohne Veranlassung Böses zuzufügen, woferne nicht ein böser Freund sie dazu drängt, oder nicht ein unvorsichtiger Feind sie herausfordert.

Was den Lärm, den diese Menge verursachte, und vorzüglich den Wechsel des Anblickes noch vermehrte, den sie bot, war der Umstand, daß viele Frauen, die es verschmähten, an einem so wichtigen Tage das Haus zu hüten, freiwillig oder gezwungen ihren Männern gefolgt waren; Einige hatten noch Besseres gethan, nämlich die Litanei ihrer Kinder mitgenommen, und es war etwas Wunderliches, diese kleinen Bälge ungeheuern Musketen, riesigen Säbeln, oder schrecklichen Hellebarten vorgespannt zu sehen. In der That war es zu allen Zeiten, in allen Epochen, in allen Jahrhunderten

für den Parisertaugenichts immer eine Lust, eine Waffe zu schleppen, wenn er sie nicht tragen konnte, oder sie bei einem Andern zu bewundern, wenn er sie nicht selbst schleppen kann. Bisweilen ließ eine Gruppe, belebter als die Andern, die alten Degen, sie aus der Scheide ziehend, das Tageslicht schauen; diese feindliche Kundgebung geschah vorzüglich, wenn man an einer Wohnung vorüberkam, worin man einen Hugenotten witterte. Dann schrien die Kinder aus vollem Halse: Zur Bartholomäusnacht!... nacht! nacht!" während die Väter riefen: „Auf die Scheiterhaufen die Spitzköpfe! Auf die Scheiterhaufen! Auf die Scheiterhaufen!"

Diese Schreie lockten zuvörderst irgend ein blasses Gesicht einer alten Magd oder eines düsteren protestantischen Predigers an das Fenster, und veranlaßte dann einen Riegellärm an der Hausthüre. Hierauf setzte der Bürger, glücklich und stolz, wie der Hase von Lafontaine, einem noch größeren Hasenfuße, als er selbst, Furcht eingejagt zu haben, seinen Triumphzug fort, und trug seine lärmende und harmlose Drohung an andere Orte. Doch vorzüglich in der Strasse de l'Arbre-Sec war das Gedränge am stärksten. Die Straße war buchstäblich versperrt, und die Menge wälzte sich, gepreßt und stürmisch, gegen eine leuchtende Stocklaterne, unter einem Schilde hangend, das sehr Viele von unseren Lesern wieder erkennen werden, wenn wir ihnen sagen, daß dieses Schild ein Huhn in Lebensgröße auf einen azurnen Grund gemalt vorstellte, mit der Inschrift: „Zum

goldenen Sterne." Auf der Schwelle dieses Hauses predigte und mahnte ein durch seine Mütze von carrirter Baumwolle, nach der Mode jener Zeit, welche einen völlig kahlen Schädel bedeckte, merkwürdiger Mann. Mit der einen Hand schwang diese Person einen bloßen Degen, und mit der anderen schwenkte sie ein Register, dessen Blätter bereits zur Hälfte mit Unterschriften bedeckt waren, indem sie schrie: „Kommen Sie, kommen Sie, brave Katholiken; treten Sie in den Gasthof zum schönen Sterne, wo Sie guten Wein und ein freundliches Gesicht finden werden; kommen Sie, der Augenblick ist günstig; heute Nacht wird man die Guten von den Bösen trennen; morgen früh wird man das gute Getreide und das Unkraut kennen; kommen Sie, meine Herren; Sie, die Sie schreiben können, kommen und schreiben Sie; Sie, die Sie nicht schreiben können, kommen Sie auch, und anvertrauen Sie Ihre Namen und Vornamen entweder mir, dem Meister La Hurière, oder meinem Gehülfen, Herrn Croquentin!"

In der That schrieb Herr Croquentin, ein junger Schlingel aus Périgord, weißgekleidet wie Elias, mit einem Stricke um den Leib, worin ein Messer und ein Schreibzeug den zwischen der letzten und vorletzten Rippe befindlichen Raum sich streitig machten, Herr Croquentin, sagen wir, schrieb zum Voraus die Namen seiner Nachbaren ein, und an die Spitze jenen seines ehrenwerthen Patrons, des Meisters La Hurière.

„Meine Herren, es geschieht für die Messe," schrie

der Wirth zum goldenen Sterne aus vollem Halse; meine Herren, es geschieht für die heilige Religion!" „Es lebe die heilige Religion, meine Herren; es lebe die Messe! Ah! . . ."

Und die Stimme versagte ihm vor Gemüthsaufregung und Müdigkeit; denn diese Begeisterung dauerte seit vier Uhr Nachmittags. Dadurch bewirkte er, daß viele Leute, vom nämlichen Eifer beseelt, in dem Register des Meisters La Hurière unterzeichneten, wenn sie schreiben konnten, und ihre Namen Croquentin angaben, wenn sie es nicht konnten. Die Sache war für La Hurière um so schmeichelhafter, als die Nachbarschaft von Saint-Germain-l'Auxerrois eine schreckliche Concurrenz bildete; aber zum Glücke waren zu jener Zeit die Gläubigen zahlreich, und die beiden Anstalten, anstatt sich zu schaden, verschafften einander Zulauf; jene, die nicht in die Kirche hatten dringen können, um ihre Namen auf dem Hauptaltare anzubringen, wo man unterzeichnete, suchten sich bis zu dem Gerüste durchzuwinden, wo La Hurière sein doppeltes Secretariat hielt, und jene, welche das doppelte Secretariat von La Hurière unverrichteter Dinge verließen, nahmen die Hoffnung mit sich, zu Saint-Germain-l'Auxerrois glücklicher zu seyn.

Als die beiden Register, jenes von La Hurière und jenes von Croquentin, voll waren, ließ der Wirth zum goldenen Sterne alsogleich zwei Andere verlangen, damit keine Unterbrechung im Unterzeichnen eintrete, und

die Einladungen begannen wieder auf's Allerschönste von Seite des Wirthes und seines Chef's, stolz über diesen ersten Erfolg, der endlich dem Meister La Hurière in der Meinung des Herrn von Guise die hohe Stellung verschaffen sollte, nach welcher er seit so langer Zeit strebte.

Während die Unterzeichner der neuen Register sich den Aufwallungen eines Eifers überließen, der unaufhörlich zu- und abströmend, wie wir es gesagt haben, von einer Straße in die andere, und sogar von einem Quartier in das andere zog, sah man durch die Menge einen Mann von hoher Gestalt ankommen, welcher, einen Weg sich bahnend, indem er eine hübsche Zahl von Püffen und Fußtritten austheilte, zum Register des Herrn Croquentin gelangte. Hier angekommen, nahm er die Feder aus den Händen eines ehrsamen Bürgers, der so eben seine Unterschrift mit einem zitternden Zuge beigefügt hatte, und schrieb seinen Namen mit halbzollhohen Buchstaben auf ein ganz weißes Blatt, das hiervon schwarz wurde, und einen heroischen Schnörkel kritzelnd, durch Kleckse verziert, und ineinandergewunden, wie das Labyrinth des Dädalus, reichte er die Feder einem Schreiblustigen, der hinter ihm stand.

„Chicot!" las sein Nachfolger im Unterzeichnen. — „Zum Henker, dieser Herr schreibt prächtig!"

Chicot, der, wie gesagt, Heinrich nicht hatte begleiten wollen, lief der Ligue auf seine eigene Rechnung nach. Nachdem Chicot seinen Namen in das Register

des Herrn Croquentin eingeschrieben hatte, ging er sogleich zu jenem des Meisters La Hurière. Dieser hatte die flammende Unterschrift gesehen, und einen so glorreichen Schnörkel neidisch für sich gewünscht. Chicot wurde also, nicht mit offenen Armen, aber mit offenem Register empfangen, und die Feder aus den Händen eines Wollenhändlers der Straße Béthisy nehmend, schrieb er zum zweitenmale seinen Namen mit einer noch hundertmal prächtigeren Pfote, als das erstemal, wornach er La Hurière fragte, ob er kein drittes Register habe. La Hurière verstand keinen Spaß; er war außerhalb seines Gasthauses ein schlimmer Wirth. Er schaute Chicot von der Seite an, und Chicot schaute ihn gerade in's Gesicht. La Hurière murmelte den Namen Spitzkopf, Chicot den Namen Sudelkoch. La Hurière ließ sein Register fahren, um nach seinem Degen zu greifen. Chicot legte die Feder weg, um im Stande zu seyn, den Seinigen aus der Scheide zu ziehen; endlich, aller Wahrscheinlichkeit nach, wäre die Scene mit einigen Degenstichen ausgegangen, wobei der Wirth zum goldenen Stern ohne allen Zweifel übel würde weggekommen seyn, als Chicot sich am Elbogen gekniffen fühlte, und sich umkehrte. Jener, der ihn kniff, war der als einfacher Bürger verkleidete König, zwischen Quélus und Maugiron, die gleichfalls verkleidet waren, wie er, und von denen Jeder, außer seinem Raufdegen, eine Büchse auf der Schulter trug.

„Nun denn! Nun denn!“ fragte der König, „was

giebt's? Gute Katholiken, die miteinander streiten! Par la mordieu, das ist ein böses Beispiel!"

„Mein Edelmann," erwiederte Chicot, ohne dergleichen zu thun, Heinrich zu kennen, „halten Sie sich an den Rechten; dieser Schurke plärrt den Vorübergehenden nach, damit man in seinem Register unterzeichne, und wenn man unterzeichnet hat, plärrt er noch lauter."

Die Aufmerksamkeit von La Hurière wurde durch neue Liebhaber abgelenkt, und ein Gedränge trennte von der Anstalt des fanatischen Wirthes Chicot, den König und die Lieblinge, welche die Versammlung überragten, da sie auf die Schwelle einer Thüre gestiegen waren.

„Welch' ein Feuereifer," sagte Heinrich, „und wie gut ist dieser Abend für die Religion in den Strassen meiner guten Stadt!"

„Ja, Sire, aber sehr schlecht für die Ketzer, und Eure Majestät wissen, daß man Sie für einen Solchen hält. Schauen Sie zur Linken, noch mehr, noch mehr; so, gut, was sehen Sie?"

„Ah! ah! das breite Gesicht des Herrn von Mayenne, und die spitzige Schnauze des Cardinals.

„St! Sire, man hat ein leichtes Spiel, wenn man weiß, wo unsere Feinde sind, und wenn unsere Feinde nicht wissen, wo wir sind.

„Glaubst Du denn, daß ich etwas zu befürchten habe?"

„Ei, guter Gott! In einer Menschenmasse, wie diese, kann man für nichts gutstehen. Man hat ein Messer ganz offen in seiner Tasche, dieses Messer dringt treu-

herzig in den Bauch des Nachbars, ohne zu wissen, was es thut, aus Unwissenheit; der Nachbar stoßt einen Fluch aus, und gibt den Geist auf. Gehen wir auf eine andere Seite, Sire."

„Bin ich gesehen worden?"

„Ich glaube nicht; aber Sie würden es zweifellos, wenn Sie länger da blieben."

„Es lebe die Messe! Es lebe die Messe!" schrie eine Volkswoge, die von den Hallen her drang, und in der Straße de l'Arbre-Sec gleich einer Springfluth sich stauete.

„Es lebe der Herzog von Guise! Es lebe der Cardinal! Es lebe Herr von Mayenne!" erwiederte die an der Thüre von La Hurière verweilende Menge, welche die zwei Lothringischen Prinzen so eben erkannt hatte.

„O! o! was bedeuten diese Schreie?" fragte Heinrich III., die Stirne runzelnd.

„Diese Schreie beweisen, daß Jeder auf seinem Platze ist, und dort bleiben sollte: Herr von Guise auf den Strassen, und Sie im Louvre; gehen Sie in das Louvre, Sire, gehen Sie in das Louvre!"

„Gehst Du mit mir?"

„Ich? o! nein! Du bedarfst meiner nicht, mein Sohn, Du hast Deine gewöhnlichen Leibgardisten. Vorwärts, Quélus! Vorwärts, Maugiron! Ich will das Spectakel bis zum Ende sehen. Ich finde es wunderlich, wo nicht unterhaltend."

„Wohin gehst Du?"

„Ich will meinen Namen in die übrigen Register schreiben. Ich will, daß es morgen tausend Handschriften von mir gebe, welche die Strassen von Paris durcheilen. Da sind wir auf dem Quai, mein Sohn; ziehe Dich rechts, ich werde mich links ziehen, Jeder seines Weges; ich eile nach Saint-Merry, um dort einen famosen Prediger zu hören."

„O! o! was bedeutet dieser Lärm wieder?" fragte der König plötzlich, „und warum rennt man so in der Richtung nach dem Pont-Neuf?"

Chicot stellte sich auf die Zehenspitzen, er konnte aber nur eine Volksmasse sehen, schreiend, heulend, sich drängend, und welche Jemand oder Etwas im Triumphe zu tragen schien. Plötzlich öffneten sich die Volkswogen in dem Momente, wo der breit werdende Quai der Straße Lavandières gegenüber, der Menge gestattete, sich rechts und links auszubreiten, und wie das von der Fluth zu Hippolyt's Füssen geschwemmte Ungeheuer, wurde ein Mann, der die Hauptperson dieser komischen Scene zu seyn schien, von diesen Menschenwogen zu den Füssen des Königes geschoben.

Dieser Mann war ein Mönch, der auf einem Esel ritt; der Mönch sprach und gestikulirte. Der Esel schrie.

„Ventre de biche!" sagte Chicot, sobald er den Mann und das Thier erkannte, die so eben, das Eine den Andern tragend, aufgetreten waren: „ich sagte Dir von einem famosen Prediger, der zu Saint-Merry

predige; es ist nicht mehr nothwendig, so weit zu gehen; höre diesem da ein wenig zu."

„Ein Prediger auf einem Esel!" sagte Quélus.

„Warum nicht, mein Sohn?"

„Das ist ja Silen," äußerte Maugiron.

„Wer ist der Prediger?" fragte Heinrich, „Beide sprechen zu gleicher Zeit."

„Der Untere ist der beredtere," versetzte Chicot, „aber der Obere spricht besser französisch; höre zu, Heinrich, höre zu!"

„Stille!" rief man von allen Seiten, „Stille!"

„Stille!" schrie Chicot mit einer Stimme, die alle Stimmen übertäubte.

Jeder schwieg. Man umringte den Mönch und den Esel. Der Mönch begann den Redeeingang: „Meine Brüder," sagte er, „Paris ist eine herrliche Stadt, Paris ist der Stolz des Königreiches Frankreich, und die Pariser sind ein Volk von geistvollen Leuten, das Lied sagt es." Und der Mönch fing an, aus vollem Halse zu singen:

„Pariser, Du mein schöner Freund,
Wie groß ist doch Dein Wissen!

Doch in diese Worte, oder vielmehr in diese Arie, mischte der Esel seine Begleitung so laut, und mit solcher Hartnäckigkeit, daß er seinem Reiter das Wort abschnitt. Das Volk brach in ein lautes Gelächter aus.

„Schweig, Panürge, schweig doch," rief der Mönch; „Du wirst auch zum Sprechen kommen. Aber laß mich zuerst sprechen.

Der Esel schwieg.

„Meine Brüder," fuhr der Prediger fort, „die Erde ist ein Jammerthal, worin der Mensch die meiste Zeit seinen Durst nur mit Thränen stillen kann."

„Er ist ja toll und voll?" bemerkte der König.

„Parbleu!" entgegnete Chicot.

„Ich, der ich mit Ihnen spreche," fuhr der Mönch fort, „ich komme, so wie Sie mich sehen, aus der Verbannung zurück, wie die Hebräer, und seit acht Tagen leben wir nur von Almosen und Entbehrungen, Panürge und ich."

„Was ist Panürge?" fragte der König.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach der Superior seines Klosters," antwortete Chicot. „Aber laß mich doch zuhören, der gute Mann rührt mich."

„Wer hat mir dieß angethan, meine Freunde? Herodes. Sie wissen, von welchen Herodes ich sprechen will."

„Und Du auch, mein Sohn; ich habe Dir dieses Anagram erklärt."

„Schuft!"

„Zu wem sprichst Du, zu mir, zum Mönche, oder zum Esel?"

„Zu allen Dreien."

„Meine Brüder," fuhr der Mönch fort, „sehen Sie hier meinen Esel, den ich wie ein Schaf liebe; er wird Ihnen sagen, daß wir in drei Tagen von Villeneuve-le-Roi hierher gekommen sind, um der großen Feier-

lichkeit dieses Abendes beizuwohnen, und wie wir gekommen sind:

„Mit leerer Börse
Und trockner Kehl'."

„Aber es hat uns nichts gekostet, Panürge und mir."

„Doch wie Teufel heißt er denn Panürge?" fragte Heinrich, den dieser pantagruelische *) Name sehr beschäftigte.

„Wir sind also gekommen," fuhr der Mönch fort, „und wir sind angekommen, um zu sehen, was vorgeht; wir sehen zwar, aber wir begreifen nicht. Was geht vor, meine Brüder? Setzt man heute Herodes ab? Steckt man heute Bruder Heinrich in ein Kloster?"

„O! o!" sagte Quélus, „ich habe große Lust, dieses dicke Faß in Stücke zu hauen, was sagst Du dazu, Maugiron?"

„Bah!" äußerte Chicot, „Du ärgerst Dich wegen einer solchen Kleinigkeit, Quélus? Steckt sich der König nicht alle Tage in ein Kloster? Glaube mir also, Heinrich, wenn man Dir nur dieß thut, wirst Du Dich nicht zu beklagen haben, nicht wahr, Panürge?"

Der bei seinem Namen angesprochene Esel spitzte die Ohren, und begann auf eine schreckliche Weise zu schreien.

„O! Panürge, o!" sagte der Mönch, „haben Sie Leidenschaften? Meine Herren," fuhr er fort, „ich bin

*) Unaufhörlich essend und trinkend. D. Ueb.

mit zwei Reisegefährten aus Paris gezogen: mit Panürge, der mein Esel, und mit Herrn Chicot, welcher der Narr Seiner Majestät ist. Meine Herren, können Sie mir sagen, was aus meinem Freunde Chicot geworden ist?"

Chicot schnitt ein Gesicht.

„Ah!" sagte der König, „das ist Dein Freund!" Quélus und Maugiron brachen in ein schallendes Gelächter aus.

„Dein Freund ist schön," fuhr der König fort, „und vorzüglich ehrenwerth; wie heißt er?"

„Gorenflot, Heinrich; Du weißt, jener liebe Gorenflot, von dem Herr von Morvilliers Dir schon einige Worte gesagt hat?"

„Der Mordbrenner von Sainte-Geneviève?"

„Er selbst."

„In diesem Falle will ich ihn henken lassen."

„Unmöglich!"

„Warum?"

„Weil er keinen Hals hat?"

„Meine Brüder," fuhr Gorenflot fort, „meine Brüder, Sie sehen einen wahrhaftigen Märtyrer. Meine Brüder, meine Sache ist's, die man in diesem Augenblicke vertheidiget, oder vielmehr jene aller guten Katholiken. Sie wissen nicht, was in der Provinz vorgeht, und was die Hugenotten brüten. Wir waren genöthiget, Einen von ihnen in Lyon zu tödten, der Empörung predigte. So lange in ganz Frankreich eine

einzige Brut davon übrig bleiben wird, werden die guten Herzen keinen Augenblick Ruhe haben. Vertilgen wir also die Hugenotten! Zu den Waffen, meine Brüder, zu den Waffen!"

Mehrere Stimmen wiederholten: „Zu den Waffen!"

„Par la mordieu!" sagte der König, „bring' diesen Trunkenbold zum Schweigen, oder er wird uns eine zweite Bartholomäusnacht anrichten."

„Warte, warte," erwiederte Chicot. Und ein Blaserohr aus den Händen von Quélus nehmend, ging er hinter den Mönch, und versetzte ihm mit aller seiner Kraft einen Schlag auf das Schulterblatt mit dem hohlen und sonoren Instrumente.

„Zu Hülfe! Mörder!" schrie der Mönch.

„Ei, Du bist's," sagte Chicot, indem er seinen Kopf unter dem Arme des Mönches vorstreckte, „wie geht es Dir, Mönch?"

„Kommen Sie mir zu Hülfe, Herr Chicot, kommen Sie mir zu Hülfe," rief Gorenflot aus, „die Feinde des Glaubens wollen mich ermorden, aber ich werde nicht sterben, ohne meine Stimme erschallen zu lassen; in's Feuer mit den Hugenotten, auf den Scheiterhaufen den Béarner!"

„Willst Du schweigen, erzdummer Mensch!"

„Zum Teufel die Gascgonier!" fuhr der Mönch fort. In diesem Momente fiel ein zweiter Schlag, nicht vermittelst des Blaserohres, sondern eines Stockes, auf Gorenflot's andere Schulter, der dießmal wirklich einen

Schmerzensschrei ausstieß. Chicot schaute erstaunt um sich her; aber er sah nur den Stock. Der Hieb war von einem Manne versetzt worden, der in der Menge verschwunden war, nachdem er dem Bruder Gorenflot diese fliegende Zurechtweisung beigebracht hatte.

„O! o!“ sagte Chicot, „wer Teufel rächt uns so?“ Sollte es ein Landeskind seyn? Ich muß mir darüber Gewißheit verschaffen.“ Und er begann dem Manne mit dem Stocke nachzulaufen, welcher, von einem einzigen Gefährten begleitet, den Quai entlang schlich.

Zweites Kapitel.

Die Straße de la Ferronerie.

Chicot hatte gute Beine, und er hätte sich ihrer mit Vortheil bedient, um den Mann einzuholen, der so eben Gorenflot geprügelt; würde ihm nicht etwas Auffallendes in der Haltung dieses Mannes, und vorzüglich in jener seines Gefährten begreiflich gemacht haben, daß Gefahr darin liege, eine Wiedererkennung ungestüm herauszufordern, welche jener merklich vermeiden zu wollen schien. In der That suchten die beiden Flüchtlinge sichtbar, sich in der Menge zu verlieren, und wendeten sich nur an den Strasseneckcn um, damit sie sich versichern konnten, daß ihnen Niemand folge.

Chicot dachte, daß es für ihn zur Vermeidung des Anscheines, ihnen zu folgen, nur ein einziges Mittel

gebe, nämlich: ihnen vorauszugehen. Beide erreichten die Straße Saint-Honoré durch die Straße de la Monnaie und die Straße Tirechappe; an der Ecke dieser letzteren kam er ihnen vor, und legte sich, immer laufend, am Ende der Straße des Bourdonnais in Hinterhalt. Die beiden Männer gingen wieder die Straße Saint-Honoré hinauf, die Häuser der Seite der Getreidhalle entlang, und marschirten, den Hut in die Brauen gedrückt, und den Mantel bis zu den Augen geschlungen, mit eiligen Schritten, die etwas Militärisches an sich hatten, gegen die Straße de la Ferronnerie. Chicot ging ihnen immer voraus. An der Ecke der Straße de la Ferronnerie blieben die beiden Männer wieder stehen, um einen letzten Blick um sich zu werfen. Inzwischen war Chicot immer weiter gekommen, und hatte die Mitte der Straße erreicht.

In der Mitte der Straße, und einem Hause gegenüber, welches einzustürzen bereit schien, so alt war es schon, hielt eine mit zwei starken Pferden bespannte Sänfte. Chicot schaute um sich, sah den Kutscher auf dem Vordertheile eingeschlafen, und eine Dame, welche besorgt schien, und ihr Gesicht an das Gitterfenster lehnte; es ging ihm ein Licht auf, daß die Sänfte die beiden Männer erwartete; er wendete sich hinter sie, und beschützt durch ihren Schatten, vereint mit jenem des Hauses, schlüpfte er unter eine breite Steinbank, welche den Gemüsehändlern als Auslage diente, die damals zweimal wöchentlich einen Markt in der Straße

de la Ferronnerie hielten. Kaum war er gekauert, als er die beiden Männer bei dem Kopfe der Pferde ankommen sah, wo sie besorgt wieder stehen blieben; Einer von ihnen weckte dann den Kutscher auf, und da dieser einen festen Schlaf hatte, ließ er ein der bestbetontesten cap di dion entschlüpfen, während der Andere, noch ungeduldiger, ihn mit der Spitze seines Dolches in den Hintern stach.

„O! o!“ sagte Chicot, „ich hatte mich also nicht getäuscht; es waren Landsleute; nun wundert es mich nicht mehr, daß sie Gorenflot so derb geprügelt haben, weil er von den Gascogniern Böses sprach.“

Die junge Frau, welche nun auch die beiden Männer als die von ihr Erwarteten erkannte, neigte sich schnell zum Schlage der schwerfälligen Maschine hinaus; Chicot sah sie dann deutlicher; sie mochte zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre zählen; sie war sehr schön und sehr blaß, und wäre es Tag gewesen, so würde man aus dem feuchten Dunste, der ihre goldblonden Haare und ihre schwarzgeränderten Augen benetzte, aus ihren mattweißen Händen, und aus der leidenden Haltung ihres ganzen Leibes zu erkennen vermocht haben, daß sie in einem Zustande von Krankheit sich befand, deren Geheimniß ihre häufigen Ohnmachten und die Rundung ihrer Taille sehr schnell verrathen hätten. Doch von allem Dem sah Chicot nur drei Dinge: daß sie jung, blaß und blond war.

Die beiden Männer näherten sich der Sänfte, und

standen natürlich zwischen derselben und der Bank, unter welche Chicot sich geduckt hatte. Der Größere von Beiden ergriff mit zwei Händen die weiße Hand, welche ihm die Dame durch die Oeffnung der Sänfte reichte, und fragte sie, den Fuß auf den Antritt setzend, und die beiden Arme auf die Sänfte legend: „Wohlan, mein Schätzchen, mein süßes Herz, mein Liebchen, wie befinden wir uns?"

Die Dame antwortete, den Kopf schüttelnd, mit einem traurigen Lächeln, und wies auf ihr Riechfläschchen.

„Immer noch Ohnmachten, ventre-saint-gris! Wie würde ich Ihnen zürnen, so krank zu seyn, mein holdes Liebchen, wenn ich Ihre süße Krankheit nicht mir selbst vorwerfen müßte!"

„Aber warum zum Teufel auch nehmen Sie Madame nach Paris mit," sagte der andere Mann sehr hart; es ist ein Fluch, meiner Treue, daß Sie immer so irgend einen Weiberrock an Ihr Wamms genähet haben müssen."

„Ei, lieber Agrippa," erwiederte jener von den beiden Männern, der zuerst gesprochen hatte, und der Gatte oder der Geliebte dieser Dame zu seyn schien, „es ist ein so großer Schmerz, von dem getrennt zu seyn, was man liebt!" Und er wechselte mit der Dame einen Blick voll verliebten Schmachtens.

„Corbioux! Sie stürzen mich in die Verdammniß, bei meiner Seele, wenn ich Sie sprechen höre," entgegnete der störrige Gefährte; „sind Sie denn nach Paris

gekommen um der Liebe willen, schöner, kräftiger Mann? Es scheint mir jedoch, daß Béarn zu Ihren sentimentalen Promenaden groß genug ist, ohne diese Promenaden bis nach Babylon zu erstrecken, wo sie uns diesen Abend zwanzigmal beinahe kreuzlahm gemacht hätten. Kehren Sie dort hinunter zurück, wenn Sie an den Vorhängen der Sänften liebkosen wollen; machen Sie aber hier, mordioux, keine andern Intriguen, als politische, mein Gebieter."

Chicot hätte bei dem Worte „Gebieter" gerne den Kopf aufgehoben; allein er konnte, ohne gesehen zu werden, eine solche Bewegung nicht wohl wagen.

„Lassen Sie ihn zanken, mein Liebchen, und beunruhigen Sie sich wegen dessen nicht, was er sagt. Ich glaube, daß er krank würde, wie Sie, und Nervenzufälle und Ohnmachten bekäme, wie Sie, wenn er nicht mehr zankte."

„Wenigstens, ventre saint gris, wie Sie sagen, rief der Brummbär aus, „steigen Sie in die Sänfte, wenn Sie der Madame Zärtlichkeiten vorplaudern wollen, und Sie werden weniger riskiren, erkannt zu werden, als wenn Sie so auf der Straße stehen."

„Du hast Recht, Agrippa," versetzte der verliebte Gascognier. „Und Sie sehen, mein Schätzchen, daß er kein so schlechter Rath ist, als er aussieht. Nun, machen Sie mir Platz, mein Liebling, wenn Sie gleich wohl erlauben, daß ich an Ihre Seite mich setze, da ich auf Ihren Knien nicht verweilen kann."

„Nicht nur erlaub' ich es, Sire," antwortete die junge Dame, „sondern ich wünsche es auch sehnlichst."

„Sire!" murmelte Chicot, der, von einer unbedachten Bewegung fortgerissen, den Kopf aufheben wollte, und sich schmerzlich an die Sandsteinbank stieß, „Sire! was sagt sie denn da?"

Inzwischen benützte der glückliche Liebhaber die ihm gegebene Erlaubniß, und man hörte den Fußboden des Wagens unter einer neuen Last knarren. Dem Knarren folgte dann das Geräusch eines langen und zärtlichen Kusses.

„Mordioux!" rief der Gefährte, der außerhalb der Sänfte geblieben war, „der Mann ist wahrhaftig erzdumm."

„Ich will gehenkt werden, wenn ich irgend etwas davon verstehe," murmelte Chicot; „doch warten wir: Alles kommt zur rechten Zeit für Denjenigen, der zu warten versteht."

„O! wie glücklich bin ich," fuhr Derjenige fort, den man Sire nannte, ohne sich im Mindesten von der Welt um die Ungeduld seines Freundes zu bekümmern, an die er übrigens seit langer Zeit gewöhnt schien, „ventre saint gris," heute ist ein schöner Tag. Da sind meine guten Pariser, die mich aus ganzer Seele verfluchen, und mich ohne Barmherzigkeit tödten würden, wenn sie wüßten, wo sie mich zu diesem Zwecke ergreifen sollten. Hier sind meine Pariser, die ihr Bestes thun, mir den Weg zum Throne zu ebenen, und

in meinen Armen halte ich die Dame, die ich liebe! Wo sind wir, Aubigné? Wenn ich König seyn werde, will ich gerade auf dieser Stelle dem Geiste des Béarners eine Bildsäule errichten lassen."

„Des Béarn..." Chicot hielt inne; er hatte sich so eben eine zweite Beule neben die erste gesetzt.

„Wir sind in der Straße de la Ferronnerie, Sire, und es riecht nicht gut darin," sagte von Aubigné, der immer übler Laune, den Sachen die Schuld beimaß, wenn er überdrüssig war, sie den Menschen beizumessen.

„Es dünkt mir," fuhr Heinrich fort, denn unsere Leser haben ohne Zweifel den König von Navarra bereits erkannt, „es dünkt mir, daß mein ganzes Leben klar vor mir liegt, daß ich mich als König sehe, daß ich mich auf dem Throne fühle, stark und mächtig, aber vielleicht weniger geliebt, als ich es jetzt bin, und daß mein Blick in die Zukunft bis zur Stunde meines Todes taucht. O! mein Liebchen, wiederholen Sie mir wieder, daß Sie mich lieben, denn bei Ihrer Stimme zerschmilzt mein Herz." Und der Béarner ließ mit einem Gefühle von Melancholie, das bisweilen sich seiner bemächtigte, mit einem tiefen Seufzer sein Haupt auf die Schulter seiner Geliebten sinken.

„O! mein Gott!" fragte die junge Dame erschrocken, „fühlen Sie sich unwohl, Sire?"

„Gut! nur dieß fehlte noch," äußerte von Aubigné, „ein sauberer Soldat, ein sauberer General, ein sauberer König, der in Ohnmacht fällt."

„Nein, mein Schätzchen, beruhigen Sie sich," sagte Heinrich, „wenn ich neben Ihnen in Ohnmacht fiele, so geschähe es aus Glück."

„In Wahrheit, Sire," bemerkte von Aubigné, „ich weiß nicht, warum Sie Heinrich von Navarra unterzeichnen; Sie sollten Ronsard oder Clemens Marot unterzeichnen. Cordioux! Warum kommen Sie denn mit Madame Margot so schlecht aus, da Sie Beide so viel Neigung zur Poesie haben?"

„Ah! von Aubigné! ich bitte Dich, sprich nicht von meiner Frau. Ventre saint gris! Du kennst das Sprichwort: wenn wir ihr begegneten?"

„Gut, daß sie in Navarra ist, nicht wahr?" erwiederte von Aubigné.

„Ventre saint gris! Bin nicht auch ich in Navarra? Ist man nicht wenigstens der Meinung, daß ich dort sey? Sieh Agrippa, Du hast mir einen Schauder verursacht; steig ein, und laß uns zurückkehren."

„Meiner Treue, nein," sagte von Aubigné; „fahren Sie, ich folge Ihnen hinten nach; ich würde Sie geniren, und, was noch schlimmer ist, Sie würden mich geniren."

„Schließe also die Thüre, Bär des Béarners, und thu, was Du willst," entgegnete Heinrich. Dann wendete er sich zum Kutscher, und sagte: „Lavarenne, weißt Du, wohin?"

Die Sänfte entfernte sich langsam, gefolgt von Au-

bigné, der, obgleich seinen Freund ausscheltend, über den König hatte wachen wollen. Diese Abfahrt befreite Chicot von einer schrecklichen Besorgniß; denn nach einem solchen Gespräche mit Heinrich, wäre von Aubigné nicht der Mann gewesen, den Unvorsichtigen leben zu lassen, der es gehört hätte.

„Nun," sagte Chicot, auf allen vier Pfoten unter seiner Bank hervorkriechend, „muß Valois erfahren, was vorgefallen ist?"

Und Chicot richtete sich empor, um seinen langen, durch den Krampf erstarrten Beinen ihre Schnellkraft wieder zu geben. „Und warum sollte er es erfahren?" fuhr der Gascognier fort, immer mit sich selbst sprechend; „zwei Männer, die sich verstecken, und eine schwangere Dame. Wahrhaftig, dieß wäre niederträchtig. Nein, ich werde nichts sagen, und ist denn zudem nicht der wichtigste Punkt, daß ich davon unterrichtet bin, da ich dann derjenige bin, welcher regiert?"

Und Chicot machte ganz allein einen fröhlichen Luftsprung. „Das ist hübsch, die Verliebten!" sprach Chicot weiter; „aber von Aubigné hat Recht; er liebt zu oft für einen König in partibus *), dieser liebe Heinrich von Navarra. Vor einem Jahre kam er wegen Frau von Sauves nach Paris zurück. Jetzt läßt er sich von jenem holdseligen kleinen Geschöpfe dahin be-

*) In partibus Infidelium: im Gebiete der Ungläubigen, ist die Benennung eines solchen Kirchensprengels, der noch im Besitze der Ungläubigen ist. D. Ueb.

gleiten, welches Ohnmachten hat. Wer Teufel kann es seyn? die Fosseuse wahrscheinlich. Und dann, eben fällt's mir ein, wenn Heinrich von Navarra ein ernstlicher Prätendent ist, wenn er wirklich an den Thron denkt, der arme Junge, so soll er ein wenig daran denken, seinen Feind zu vernichten, den Geschrammten, seinen Feind, den Cardinal von Guise, und seinen Feind, jenen lieben Herzog von Mayenne. Wohlan! ich liebe ihn, den Béarner, und bin überzeugt, daß er über kurz oder lang jenem abscheulichen Lothringischen Schlächter irgend einen bösen Streich spielen wird. Ganz gewiß werde ich kein Wort von dem ausschwätzen, was ich gesehen und gehört habe."

In diesem Augenblicke zog eine Bande betrunkener Liguisten vorüber, schreiend: „Es lebe die Messe, Tod dem Béarner! Zum Scheiterhaufen mit den Hugenotten, zum Scheiterhaufen mit den Ketzern!" Mittlerweile bog die Sänfte um die Ecke der Mauer des Kirchhofes des Saints-Innocens, und verschwand im Hintergrunde der Straße Saint-Denis.

„Nun," sagte Chicot, „wiederholen wir kurz die Sache: ich habe den Cardinal von Guise gesehen, ich habe den Herzog von Mayenne gesehen, ich habe den König Heinrich von Valois gesehen, ich habe den König Heinrich von Navarra gesehen; ein einziger Prinz fehlt noch in meiner Sammlung, nämlich der Herzog von Anjou; ich will ihn suchen, bis ich ihn finde. Ei wo ist denn mein Franz III.? ventre de biche, es

gelüstet mich sehr, ihn zu erblicken, diesen würdigen Monarchen.“

Und Chicot schlug wieder den Weg nach der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois ein. Chicot war nicht der Einzige, der den Herzog, von Anjou suchte, und über seine Abwesenheit sich beunruhigte; auch die Guise suchten ihn nach allen Richtungen, aber sie waren nicht glücklicher, als Chicot. Herr von Anjou war nicht der Mann dazu, sich unvorsichtig zu wagen, und wir werden später sehen, welche Vorsichtsmaßregeln ihn noch von seinen Freunden entfernt hielten. Einen Augenblick jedoch glaubte Chicot ihn gefunden zu haben; dieß war in der Straße Bethisy: eine zahlreiche Gruppe hatte sich an der Thüre eines Weinhändlers gebildet, und in dieser Gruppe erkannte Chicot Herrn von Monsoreau und den Geschrammten. *)

„Gut,“ sagte er, „da sind die Hemmfische **) der Hayfisch wird nicht weit weg seyn.“

Chicot täuschte sich; Herr von Monsoreau und der Geschrammte waren damit beschäftiget, vor der Thüre

*) Balafré . . . von einer Wunde, welche Franz von Lothringen, Herzog von Guise, geb. 1519, bei der Belagerung von Boulogne im J. 1545 erhielt, und welche eine bleibende Narbe auf seinem Gesichte zurückließ.

D. Ueb.

**) Les remoras. Dieß ist eine Anspielung auf die Staatsumtriebe dieser Männer, da ein alter Wahn den Hemmfischen die Eigenschaft beilegte, ein Schiff in seinem Laufe zu hemmen. D. Ueb.

einer von Trunkenbolden wimmelnden Schenke, viele Becher einem Redner bis an den Rand zu füllen, dessen stammelnde Beredsamkeit sie also aufreizten. Dieser Redner war Gorenflot, toll und voll, Gorenflot, seine Reise nach Lyon erzählend, und sein Duell in einem Gasthause mit einem furchtbaren Helfershelfer Calvins.

Herr von Guise lauschte dieser Erzählung, worin er ein Zusammentreffen mit dem Schweigen von Nicolas David zu erkennen glaubte, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Uebrigens war die Straße mit Leuten ganz angefüllt; mehrere liguistische Cavaliere hatten ihre Pferde an einer Art von Rondell angehängt, die in den meisten Straßen zu jener Zeit ziemlich häufig waren. Chicot blieb an dem äußersten Ende der Gruppe stehen, welche dieses Rondell schloß, und spitzte die Ohren.

Gorenflot, wirbelnd, weinselig, burzelnd unaufhörlich, von seiner lebendigen Kanzel herabgestürzt, und wieder so gut es ging, in den Sattel auf Panürge gesetzt, Gorenflot, nur mehr ruckweise redend, aber leider denn doch redend, war der Spielball des Drängens des Herzogs und der Gewandtheit des Herrn von Monsoreau, welche aus ihm Vernunftreste und Geständnißbruchstücke lockten. Eine solche Beichte erschreckte den Gascognier in seinem Horchwinkel weit mehr, als die Anwesenheit des Königs von Navarra in Paris. Er sah den Augenblick kommen, wo Gorenflot seinen Namen entschlüpfen ließe, und dieser Name konnte das ganze Geheimniß mit einem unglücklichen Schimmer er-

hellen. Chicot verlor keine Zeit; er durchschnitt oder entknüpfte die Zäume der Pferde, welche sich an den Sommerläden der Boutiquen des Rondells liebkoseten, und indem er einigen Pferden heftige Steigbügelstöße versetzte, jagte er sie mitten in die Menschenmasse, die bei ihrem Galoppe und Gewieher durchbrochen und zerstreuet sich öffnete.

Gorenflot fürchtete für Panürge, die Edelleute fürchteten für ihre Pferde und ihre Felleisen, Viele fürchteten für sich selbst; die Versammlung that sich auf, Jeder entfernte sich. Das Geschrei: „Feuer!" erscholl, von einem Dutzend Stimmen wiederholt. Chicot schoß wie ein Pfeil mitten durch die Gruppen, und Gorenflot sich nähernd, dem er ein Paar flammende Augen zuwarf, welche ihn nüchtern zu machen begannen, faßte er Panürge bei dem Zügel, und kehrte, anstatt der Menge zu folgen, ihr den Rücken so, daß diese doppelte, in entgegengesetzter Richtung gemachte Bewegung, bald einen beträchtlichen Raum zwischen Gorenflot und dem Herzoge von Guise veranlaßte, einen Raum, welchen das immer zunehmende Herbeiströmmen zu spät kommender Neugieriger, auf der Stelle wieder anfüllte. Dann schleppte Chicot den taumelnden Mönch in den Hintergrund einer durch die Rückseite der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois gebildete Sackgasse, und lehnte ihn und Panürge an eine Mauer, wie es ein Bildhauer mit einem Basrelief würde gemacht haben, das er in den Stein hätte einsenken wollen, und sagte zu ihm:

„Ah! Trunkenbold, ah! Heide! ah! Verräther! ah! Renegat! Dir wird also ein Krug Wein immer lieber seyn, als Dein Freund?"

„Ah! Herr Chicot!„ stammelte der Mönch.

„Wie! ich füttere Dich, Niederträchtiger!" fuhr Chicot fort, „ich tränke Dich, ich fülle Dir die Taschen und den Magen, und Du verrathest Deinen Herrn!"

„Ah! Chicot," erwiederte der Mönch gerührt.

„Du plauderst meine Geheimnisse aus, Elender!"

„Lieber Freund!"

„Schweig! Du bist nur ein Verräther, und verdienest Züchtigung."

Der untersetzte, kräftige, stämmige Mönch, mächtig wie ein Stier, aber durch die Reue gebändiget, und vorzüglich durch den Wein, wankte, ohne sich zu vertheidigen, unter Chicot's Händen, der ihn wie einen lufttgeschwellten Ballon schüttelte. Panürge allein protestirte gegen diese seinem Freunde zugefügte Gewaltthätigkeit durch Fußstösse, die Niemand trafen, und welche Chicot ihm mit Stockschlägen vergalt.

„Mir eine Züchtigung!" murmelte der Mönch, „eine Züchtigung Ihrem Freunde, lieber Herr Chicot!"

„Ja, ja, eine Züchtigung," versetzte Chicot, „und Du wirst sie erhalten." Und der Stock des Gascogniers fuhr einen Augenblick vom Rücken des Esels auf die breiten und quabbeligen Schultern des Mönches.

„O! wenn ich nüchtern wäre," sagte Gorenflot mit einer Zornbewegung.

„So würdest Du mich schlagen, nicht wahr, Undankbarer? mich, Deinen Freund."

„Und Sie, mein Freund, Herr Chicot, und Sie schlagen mich todt."

„Wer liebt, der züchtiget."

„Nehmen Sie mir doch schnell das Leben," rief Gorenflot aus.

„Ich sollte es thun."

„O! wenn ich nüchtern wäre," wiederholte der Mönch mit einem tiefen Seufzer.

„Du hast es schon einmal gesagt." Und Chicot verdoppelte die Freundschaftsbeweise gegen den armen Mönch vom Kloster Sainte-Geneviève, der aus Leibeskräften zu brüllen begann.

„So, nach dem Ochsen kommt das Kalb," sagte der Gascognier, „nun klammere man sich an Panürge an, und lege sich hübsch schlafen, im Fruchthorne."

„Ich sehe meinen Weg nicht mehr," versetzte der Mönch, aus dessen Augen schwere Thränen flossen.

„Ah!" sagte Chicot, „wenn Du den Wein, den Du getrunken hast, weinen würdest, dieß könnte Dich vielleicht wenigstens nüchtern machen. Doch nein, und es wird wohl wieder nöthig seyn, daß ich Dir als Führer diene." Und Chicot begann, den Esel am Zügel zu ziehen, während der Mönch, mit beiden Händen sich an den Sattelknopf klammernd, alle Anstrengungen machte, um seinen Schwerpunkt zu bewahren. So setzten sie über die Brücke aux Meuniers, kamen in die Straße

Saint-Barthélemy, über die kleine Brücke, und wieder die Straße Saint-Jacques hinauf; der Mönch immer weinend, der Gascognier immer ziehend. Zwei Jungen, Gehülfen des Meisters Bonhomet, hoben auf Chicot's Anordnung den Mönch von seinem Esel, und führten ihn in das Cabinet, welches unsere Leser bereits kennen.

„Es ist geschehen,“ sagte Meister Bonhomet zurückkehrend.

„Liegt er?“ fragte Chicot.

„Er schnarcht.“

„Vortrefflich! Doch wenn er über kurz oder lang erwachen wird, so erinnern Sie sich, daß ich nicht will, daß er erfahre, wie er wieder hierhergekommen sey, kein Erklärungswort; es wäre sogar nicht übel, wenn er glaubte, von hier seit jener famosen Nacht nicht fortgegangen zu seyn, wo er in seinem Kloster einen so großen Lärm gemacht hat, und Alles für einen Traum hielte, was ihm in der Zwischenzeit begegnet war.“

„Es genügt, Seigneur Chicot,“ versetzte der Gastwirth, „aber was ist denn diesem armen Mönche widerfahren?“

„Ein großes Unglück; es scheint, daß er in Lyon mit einem Gesandten des Herrn von Mayenne in Streit gerathen ist, und ihn getödtet hat.“

„O! mein Gott! . . .“ rief der Wirth aus, „so, daß . . .“

„So, daß Herr von Mayenne geschworen hat, wie

es scheint, daß er ihn lebendig rädern lassen, oder seinen Ruf dabei zu Grunde richten wolle," entgegnete Chicot.

„Seyen Sie unbesorgt," sagte Bonhomet, „er wird unter keinem Vorwande von hier fortgehen."

„Dieß laß' ich mir gefallen, und nun," fuhr der Gascognier fort, hinsichtlich Gorenflot's beruhiget, „muß ich schlechterdings meinen Herzog von Anjou wieder finden; suchen wir." Und er eilte gegen das Hôtel Seiner Majestät Franz III.

Drittes Kapitel.

Der Prinz und der Freund.

Wie man gesehen, hatte Chicot während der Soirée der Ligue den Herzog von Anjou in den Strassen von Paris vergebens gesucht.

Der Herzog von Guise hatte, wie man sich erinnert, den Prinzen eingeladen, auszugehen, diese Einladung aber die argwöhnische Hoheit beunruhiget. Franz hatte überlegt, und nach der Ueberlegung übertraf Franz die Schlange an Klugheit. Da jedoch sein persönliches Interesse erheischte, mit seinen eigenen Augen zu sehen, was an diesem Abende vorgehen sollte, entschloß er sich, die Einladung anzunehmen; aber er faßte zugleich den Entschluß, nur gut und gehörig begleitet, über die Schwelle seines Palastes zu treten.

Wie jeder Mensch, der sich fürchtet, eine Lieblingswaffe zu seiner Vertheidigung wählt, holte der Herzog seinen Degen, welcher Bussy d'Amboise war. Damit der Herzog zu diesem Schritte sich entschloß, mußte die Furcht ihm sehr tüchtig zusetzen. Seit seiner Hintergehung in Bezug auf Herrn Monsoreau, schmollte Bussy, und Franz gestand sich selbst, daß er an Bussy's Stelle, und in der Voraussetzung, mit dieser Stelle zugleich auch den Muth desselben zu übernehmen, dem Prinzen mehr als Aerger gezeigt hätte, wenn er von ihm auf eine so grausame Weise wäre getäuscht worden. Uebrigens empfand Bussy, wie alle auserlesensten Gemüther, den Schmerz lebhafter, als das Vergnügen; es ist selten, daß ein in der Gefahr unerschrockener Mann, dem Schwerte und Feuer gegenüber kalt und ruhig, den Gemüthsaufregungen eines Hindernisses nicht leichter unterliege, als ein Feiger. Den weiblichen Wesen entlocken am leichtesten Thränen jene Männer, welche sich den Männern am meisten furchtbar machen.

Bussy lebte, so zu sagen, in seinem Schmerze; er hatte Dianen am Hofe empfangen gesehen, anerkannt als Gräfin von Monsoreau, von der Königin Louise zum Range ihrer Ehrendamen erhoben; er hatte tausend neugierige Blicke diese Schönheit ohne Gleichen verschlingen gesehen, die er gleichsam entdeckt, und aus dem Grabe gezogen, in welches sie versenkt gewesen. Bussy hatte während einer ganzen Soirée seine glühenden Blicke auf die junge Frau geheftet, die ihre gesenk-

ten Augen nicht aufschlug, und, so lange der volle Glanz dieses Festes währte, ungerecht, wie jeder Mann, der wahrhaft liebt, die Vergangenheit vergessend, und selbstthätig in seinem Geiste alle von der Vergangenheit darin erzeugten Glücksfantome zerstörend, nicht erwogen, wie sehr Diane dabei leiden mußte, ihre Augen so niedergeschlagen zu halten, sie, die sich gegenüber ein Antlitz gewahren konnte, verdüstert durch eine sympathetische Traurigkeit inmitten aller dieser gleichgültigen oder albern neugierigen Gesichter.

„O!" sagte Bussy bei sich, als er sah, daß er vergebens einen Blick erwartete, „die Damen besitzen nur Gewandtheit und Kühnheit, wenn es sich darum handelt, einen Vormund, einen Gemahl oder eine Mutter zu betrügen; sie sind linkisch, sie sind feige, wenn sie eine Schuld einfacher Dankbarkeit abtragen sollen; sie fürchten so sehr den Anschein, zu lieben, sie setzen einen so übertriebenen Werth auf ihre mindeste Gunst, daß sie, um Denjenigen zur Verzweiflung zu bringen, der sich um sie bewirbt, sich nicht scheuen, ihm das Herz zu brechen, wenn sie eben in der Laune dazu sind. Diane konnte freimüthig zu mir sagen: „Ich danke Ihnen für das, was sie für mich gethan haben, Herr von Bussy; aber ich liebe sie nicht." Dieser Schlag hätte mich getödtet oder geheilt. Doch nein! sie zieht mich vor, läßt mich sie lieben, und sie vergebens lieben; allein sie hat nichts dabei gewonnen, denn ich liebe sie nicht mehr, ich verachte sie."

Und er entfernte sich aus dem königlichen Kreise, die Wuth im Herzen. In diesem Momente zeigte er nicht mehr jenes edle Antlitz, das alle Damen mit Liebe, und alle Männer mit Schrecken anschauten, sondern eine umwölkte Stirne, einen erkünstelten Blick, ein unaufrichtiges Lächeln. Fortgehend schaute Bussy in einen großen Venetianerspiegel, und fand seinen eigenen Anblick unerträglich.

„Ich bin ja ein Thor," sagte er; „warum sollte ich wegen Einer, die mich verschmäht, Hunderten, welche einen Werth auf mich legen, mich unausstehlich machen? Aber warum verschmäht sie mich, oder vielmehr für wen? Etwa wegen jenes langen Skelettes mit bleifarbenem Gesichte, das, immer auf zehn Schritte von ihr hingepflanzt, unaufhörlich mit seinem eifersüchtigen Blicke sie belauert... und sich gleichfalls stellt, als ob es mich nicht sehe? Und dieß jedoch bei dem Gedanken, daß ich ihn, wenn ich wollte, in einer Viertelstunde stumm und eisig unter meinem Knie hielte, mit zwölf Zoll meines Degens im Herzen; bei dem Gedanken, daß ich, wenn ich wollte, auf dieses weiße Kleid das Blut Desjenigen spritzen könnte, der diese Blumen darauf geheftet hat; bei dem Gedanken, daß ich, wenn ich wollte, da ich nicht geliebt werden kann, wenigstens furchtbar und gehaßt seyn könnte! O! ihr Haß! ihr Haß! lieber als ihre Gleichgültigkeit. O! dieß wäre ja abgedroschen und armselig; dieß würden ein Quélus und ein Maugiron thun, wenn ein Quélus und ein Maugiron zu lieben

wüßten. Es ist besser, jenen Helden Plutarchs zu gleichen, die ich so sehr bewundert habe, jenen jungen, vor Liebe sterbenden Antiochus, ohne ein Geständniß zu wagen, ohne eine Klage zu äußern. Ja, ich werde schweigen! Ja, ich, der ich mit allen furchtbaren Männern dieses Jahrhunderts Leib an Leib gekämpft habe; ich der ich Crillon, den tapfern Crillon selbst, entwaffnet vor mir gesehen, und sein Leben mir Preis gegeben; ja, ich werde meine Liebe auslöschen, ich werde sie in meinem Herzen ersticken, wie es Herkules dem Riesen Antäus [1]) gemacht hat, ohne ihn ein einzigesmal, die Hoffnung, seine Mutter, mit dem Fuße berühren zu lassen. [2]) Nein, mir ist nichts unmöglich, mir, Bussy, dem man, wie Crillon, den Beinamen des Tapfern gegeben, und Alles, was jene Helden gethan haben, werde ich thun."

Und nach diesen Worten ließ er die krampfhafte Hand fahren, womit er seine Brust zerfleischte, trocknete

---

[1] u. [2]) Antäus, ein Sohn der Erde, war einer der größten Riesen in Afrika. Er zwang alle Reisende, die dahin kamen, mit ihm zu ringen, und dem Unterliegenden kostete es das Leben. Er soll 48 Ellen lang gewesen seyn, wie seine von Sertorius gefundenen Gebeine gewiesen haben. Dennoch wagte sich Herkules an ihn, und warf ihn einigemale zu Boden. Da dieser nun merkte, daß jener stets wieder stärker aufstand, als er vor dem Falle war, weil ihm seine Mutter, die Erde, immer neue Kräfte gab, hob er ihn empor, und erdrückte ihn.
D. Ueb.

den Schweiß von seiner Stirne, und ging langsam zur Thüre; seine Hand wollte den Wandteppich ungestüm aufreißen: er beherrschte sich mit Geduld und Sanftmuth, und entfernte sich, das Lächeln auf seinen Lippen und die Ruhe auf der Stirne, mit einem Vulcane im Herzen. Auf seinem Wege begegnete er dem Herrn Herzoge von Anjou, und wendete den Kopf ab; denn er fühlte, daß seine ganze Characterstärke nicht hinreichen konnte, um zu lächeln, und den Prinzen sogar zu grüßen, der ihn seinen Freund nannte, und ihn so abscheulich verrathen hatte. Im Vorbeigehen sprach der Prinz den Namen Bussy aus, aber Bussy kehrte sich nicht einmal um. Bussy ging nach Hause. Er legte seinen Degen auf den Tisch, zog seinen Dolch aus der Scheide, häkelte selbst Wamms und Mantel los, und setzte sich in einen großen Armstuhl, den Kopf auf seinen Wappenschild stützend, der die Lehne davon schmückte.

Seine Leute sahen ihn in Gedanken vertieft; sie glaubten, daß er ruhen wolle, und entfernten sich. Bussy schlief nicht; er sann nach. So vergingen mehrere Stunden, ohne daß er bemerkte, daß am andern Ende des Zimmers ein Mann, sitzend wie er, ihn neugierig belauschte, ohne eine Bewegung zu machen, ohne ein Wort zu sprechen, aller Wahrscheinlichkeit nach die Gelegenheit erwartend, ein Gespräch anzuknüpfen, sey's durch ein Wort, sey's durch eine Geberde. Endlich rieselte ein eisiger Schauder über Bussy's Schultern, und machte seine Augen zucken; der Beobachter wich nicht

von der Stelle. Bald klapperten die Zähne des Grafen aneinander; seine Arme erstarrten; sein zu schwer gewordener Kopf glitt den Armstuhl entlang, und sank auf seine Schulter. In diesem Augenblicke stand der Mann, der ihn genau beobachtete, seufzend von seinem Stuhle auf, und näherte sich ihm.

„Herr Graf," sagte er, „Sie haben das Fieber."

Der Graf hob die Stirne empor, welche die Hitze des Anfalles mit Purpurröthe übergoß.

„Ah! Du bist es, Remy," erwiederte er.

„Ja, Herr Graf, ich erwartete Sie hier."

„Hier? Und warum?"

„Weil man dort, wo man leidet, nicht lange verweilt."

„Ich danke, mein Freund," versetzte Bussy, die Hand des jungen Mannes ergreifend.

Remy hielt in seinen Händen diese schreckliche Hand, die schwächer geworden war, als jene eines Kindes, und sagte, sie mit Liebe und Ehrerbietung an sein Herz drückend: „Es handelt sich darum, Herr Graf, zu wissen, ob Sie so bleiben wollen. Wenn Sie wollen, daß das Fieber zunehme und Sie bewältige, so bleiben Sie auf; wenn Sie es bändigen wollen, so gehen Sie in's Bett, und lassen Sie sich irgend ein schönes Buch vorlesen, aus welchem Sie das Beispiel und die Kraft schöpfen können."

Der Graf hatte nichts mehr auf der Welt zu thun, als zu gehorchen: er gehorchte. Im Bette also fanden ihn alle Freunde, die ihn zu besuchen kamen. Während

des ganzen folgenden Tages, verließ Remy den Pfühl des Grafen nicht; er vollzog den doppelten Dienst als Arzt des Leibes und als Arzt der Seele: er hatte erfrischende Getränke für den Einen: er hatte süsse Worte für die Andere. Doch am folgenden Tage, an jenem Tage, da Herr von Guise in das Louvre gekommen war, schaute Bussy um sich her; Remy war nicht da.

„Er ist müde geworden," dachte sich Bussy; „das ist sehr natürlich! Der arme Junge, der so sehr frischer Luft, der Sonne und des Frühlings bedürfen muß; und ferner erwartete ihn ohne Zweifel Gertraud; Gertraud ist nur eine Zofe, aber sie liebt ihn . . . Eine Zofe, welche liebt, ist mehr werth, als eine Königin, welche nicht liebt."

Der Tag verging so. Remy erschien nicht wieder. Gerade weil er abwesend war, sehnte sich Bussy nach ihm; er empfand wegen dieses armen Jungen schreckliche Regungen von Ungeduld. „O!" murmelte er einigemale, „ich glaubte noch an Dankbarkeit und Freundschaft! Nein, fortan will ich an nichts mehr glauben."

Gegen Abend, als die Strassen schon mit Menschen und Lärm sich zu füllen begannen, als der schon entschwundene Tag nicht mehr gestattete, die Gegenstände im Gemache zu unterscheiden, hörte Bussy sehr laute und sehr zahlreiche Stimmen in seinem Vorzimmer. Ein Diener eilte dann ganz bestürzt herbei.

„Monseigneur, der Herzog von Anjou," sagte er.

„Laß ihn eintreten," versetzte Bussy, bei dem Gedanken die Stirne runzelnd, daß sein Gebieter sich um ihn bekümmerte, dieser Gebieter, dessen Höflichkeit sogar er verachtete.

Der Herzog trat ein. Bussy's Zimmer war ohne Licht; die kranken Herzen lieben das Dunkel, denn sie bevölkern das Dunkel mit Fantomen.

„Es ist sehr finster bei Dir, Bussy," sagte der Herzog; „dieß muß Dir unangenehm seyn."

Bussy schwieg; der Widerwille verschloß ihm den Mund.

„Bist Du denn schwer krank," fuhr der Herzog fort, „weil Du mir nicht antwortest?

„Ich bin wirklich sehr krank, Monseigneur," murmelte Bussy.

„Also hab' ich deßhalb Dich seit zwei Tagen nicht bei mir gesehen?" fragte der Herzog.

„Ja, Monseigneur," antwortete Bussy.

Der Prinz, durch diese kurze Erwiederung verletzt, ging einigemale im Zimmer auf und ab, die Schnitzwerke betrachtend, die im Dunkel hervortraten, und ihre Stoffe betastend.

„Du wohnest sehr gut, Bussy, wenigstens scheint es mir so," sagte der Herzog.

Bussy antwortete nicht.

„Meine Herren," sagte der Herzog zu seinen Edelleuten, „bleiben Sie im Zimmer nebenan; ich glaube, daß mein armer Bussy in der That sehr krank ist. Ei,

warum hat man nicht Miron davon in Kenntniß gesetzt? Der Arzt eines Königs ist für Bussy nicht zu gut."

Ein Diener Bussy's schüttelte den Kopf; der Herzog bemerkte diese Bewegung.

„Sag an, Bussy, hast Du Verdruß?" fragte der Prinz fast unterwürfig.

„Ich weiß nichts davon," antwortete der Graf.

Der Herzog näherte sich, jenen Liebenden gleich, die man abweiset, und die, je mehr man sie abweiset, desto geschmeidiger und gefälliger werden. „Nun, so sprich doch, Bussy!" sagte er.

„Ei, was soll ich Ihnen sagen, Monseigneur?"

„Du zürnest mir, he?" fügte er mit leiser Stimme bei.

„Ich erzürnt? Worüber? Uebrigens erzürnt man sich über Prinzen nicht. Wozu würde dieß nützen?"

Der Herzog schwieg.

„Doch," bemerkte nun Bussy, „wir verlieren die Zeit mit Umschweifen. Kommen wir zur Sache, Monseigneur!"

Der Herzog schaute Bussy an.

„Sie bedürfen Meiner, nicht wahr?" fragte dieser mit einer unglaublichen Härte.

„Ah! Herr von Bussy!"

„Ei, ohne Zweifel bedürfen sie Meiner, ich wiederhole es, glauben Sie, daß ich denke, Sie besuchen mich aus Freundschaft? Nein, pardieu, denn Sie lieben Niemand."

„O! Bussy, Du sagst mir solche Dinge!“

„Nun, lassen Sie uns zu Ende kommen, sprechen Sie, Monseigneur, was brauchen Sie? Wenn man einem Prinzen angehört, wenn dieser Prinz sich so weit verstellt, Jemand seinen Freund zu nennen, wohlan! so muß man der Verstellung Dank wissen, und ihm jedes Opfer bringen, selbst jenes des Lebens. Sprechen Sie!“

Der Herzog erröthete; da es aber im Dunkeln geschah, sah Niemand dieses Erröthen.

„Ich wollte nichts von Dir, Bussy, und Du täuschest Dich,“ sagte er, „wenn Du meinen Besuch für einen eigennützigen hältst. Ich wünschte nur, da ich das schöne Wetter sah, und heute Abend ganz Paris durch die Unterzeichnung der Ligue in Bewegung gesetzt ist, Dich in meiner Gesellschaft zu haben, um die Stadt ein wenig zu durchstreifen.“

Bussy schaute den Herzog an.

„Haben Sie nicht Aurilly?“ fragte er.

„Einen Lautenschläger.“

„Ah! Monseigneur, Sie beachten nicht alle seine Eigenschaften; ich glaubte, daß er bei Ihnen noch andere Verrichtungen zu besorgen hätte, und zudem haben Sie, außer von Aurilly, noch zehn oder zwölf Edelleute, deren Degen ich auf dem Getäfel meines Vorzimmers klirren höre.“

Der Thürvorhang ging langsam auf.

„Wer ist da?“ fragte der Herzog stolz, „und wer

tritt ein, ohne sich in dem Zimmer, worin ich bin, anmelden zu lassen?“

„Ich, Remy,“ antwortete le Haudouin, majestätisch und völlig unverlegen eintretend.

„Wer ist Remy?“ fragte der Herzog.

„Remy, Monseigneur,“ antwortete der junge Mann, „ist der Arzt!“

„Remy,“ sagte Bussy, „ist mehr als der Arzt, Monseigneur, er ist der Freund.“

„Ah!“ erwiederte der Herzog gekränkt.

„Du hast gehört, was Monseigneur wünschen,“ bemerkte Bussy, indem er sich anschickte, aus dem Bette zu steigen.

„Ja, daß sie ihn begleiten sollen, aber . . .“

„Was aber!“ sagte der Herzog.

„Aber Sie werden ihn nicht begleiten, Monseigneur,“ fuhr le Haudouin fort.

„Und warum?“ rief Franz aus.

„Weil es draussen zu kalt ist, Monseigneur.“

„Zu kalt?“ versetzte der Herzog, erstaunt, daß man ihn zu widerstehen wagte.

„Ja, zu kalt. Folglich, da ich für die Gesundheit des Herrn von Bussy seinen Freunden verantwortlich bin, und vorzüglich mir, verbiete ich ihm, auszugehen.“

Bussy wollte dennoch aus dem Bette springen, doch Remy's Hand begegnete der Seinigen, und drückte sie auf eine bedeutungsvolle Weise.

„Es ist gut,“ sagte der Herzog. „Da er bei dem Ausgehen so große Gefahr liefe, wird er da bleiben.“

Und Seine Hoheit, ungemein gereizt, machte zwei Schritte gegen die Thüre.

Bussy wich nicht von der Stelle. Der Herzog kehrte an das Bett zurück. „Es ist also entschieden,“ sagte er, „Du setzest Dich keiner Gefahr aus.“

„Sie sehen es, Monseigneur,“ versetzte Bussy, „der Arzt verbietet es.“

„Du solltest Miron zu Rathe ziehen, Bussy, er ist ein berühmter Doctor.“

„Monseigneur, mir ist ein befreundeter Arzt lieber, als ein gelehrter Arzt,“ sagte Bussy.

„In diesem Falle, adieu!“

„Adieu, Monseigneur!“ Und der Herzog ging mit großem Geräusche fort.

Kaum war er draussen, als Remy, der ihm so lange mit den Augen gefolgt war, bis er das Hôtel verlassen hatte, zu dem Kranken eilte. „Kommen Sie, Monseigneur,“ sagte er, „stehen Sie auf, — und sogleich, wenn es Ihnen beliebt.“

„Wozu soll ich aufstehen?“

„Um einen Gang mit mir zu machen. Es ist zu heiß in diesem Zimmer.“

„Aber Du sagtest ja eben erst zum Herzoge, daß es draussen zu kalt sey?“

„Seitdem er fort ist, hat sich das Wetter geändert.“

„So zwar, daß . . .“ sagte Bussy, sich neugierig aufrichtend.

„So zwar, daß ich in diesem Augenblicke überzeugt

bin," erwiederte le Haudouin, „daß Ihnen die Luft zuträglich wäre."

„Ich verstehe Dich nicht," sagte Bussy.

„Verstehen Sie etwas von den Tränkchen, die ich Ihnen reiche? Sie verschlucken sie doch. Nun denn, auf! stehen Sie auf! Ein Spaziergang mit dem Herrn Herzoge von Anjou war gefährlich, mit dem Arzte ist er heilsam; ich sag' Ihnen dieß; haben Sie denn kein Vertrauen mehr auf mich? Dann müssen Sie mich aus Ihren Diensten entlassen."

„Gehen wir also," entgegnete Bussy, „weil Du es willst."

„Es muß seyn."

Bussy stand blaß und zitternd auf.

„Die interessante Blässe," bemerkte Remy, „der schöne Kranke!"

„Aber wohin gehen wir?"

„In ein Stadtviertel, dessen Luft ich heute selbst geprüft habe."

„Und diese Luft?"

„Ist ein souveraines Mittel gegen Ihre Krankheit, Monseigneur."

Bussy kleidete sich an.

„Meinen Hut und meinen Degen," sagte er.

Er setzte jenen auf, und umgürtete diesen. Dann gingen Beide fort.

Viertes Kapitel.

Wortforschung der Straße de la Jussienne.

Remy faßte seinen Kranken unter dem Arme, wendete sich links, schlug die Straße Coquillière ein, und verfolgte sie bis zum Walle.

„Es ist sonderbar," sagte Bussy, „Du führst mich in der Richtung der Moräste de la Grange-Batelière, und behauptest, daß dieses Stadtviertel gesund ist?"

„O Monseigneur!" versetzte Remy; „ein wenig Geduld, wir umgehen die Straße Pagevin, lassen die Straße Breneuse rechts liegen, und verfügen uns in die Straße Montmartre; Sie werden sehen, wie schön die Straße Montmartre ist!"

„Glaubst Du denn, daß ich sie nicht kenne?"

„Nun denn! desto besser, wenn Sie sie kennen! ich werde dann keine Zeit damit zu verlieren brauchen, Ihnen die Reize derselben zu zeigen, und werde sie alsogleich in eine hübsche kleine Gasse führen. Kommen Sie immerhin, ich sag' Ihnen nur dieß." Und wirklich, nachdem sie das Thor Montmartre links gelassen, und etwa zweihundert Schritte in der Gasse gemacht hatten, wendete sich Remy rechts.

„Ah! Du thust es ja absichtlich," rief Bussy aus, „wir kehren dahin zurück, woher wir kommen."

„Dieß," erwiederte Remy, „ist die Straße de la Gypecienne, oder de l'Egyptienne, wie Sie wollen, eine

Straße, welche das Volk bereits die Strasse de la Gyssienne zu nennen beginnt, und über ein Kurzes zuletzt de la Jussienne nennen wird, weil dieß sanfter klingt, und der Genius der Sprachen, je weiter man nach dem Süden vorrückt, immer die Selbstlaute zu vermehren strebt. Sie müssen dieß wissen, Monseigneur, der Sie in Polen gewesen sind; haben nicht die Schurken dort wenigstens ihre vier Hauptlaute nacheinander, woher es kommt, daß sie, wenn sie sprechen, kleine Kieselsteine zu zermalmen, und, sie zermalmend, zu fluchen scheinen?"

„Das ist sehr wahr," sagte Bussy; „da ich aber glaube, daß wir nicht hierher gekommen sind, um einen Cursus der Philologie durchzumachen, so sprich: wohin gehen wir?"

„Sehen Sie diese kleine Kirche?" fragte Remy, ohne etwas Anderes auf das zu antworten, was Bussy ihm sagte. „He! Monseigneur, wie hübsch sie da steht mit ihrer Vorderseite auf die Straße, und mit ihrer Rückseite in den Klostergarten! Ich wette, daß Sie sie bis zum heutigen Tage nie bemerkt haben?"

„In der That," erwiederte Bussy, „ich kannte sie nicht." Und Bussy war nicht der einzige Seigneur, der nie in diese Kirche von Sainte-Marie l'Egyptienne getreten war, eine ganz populäre Kirche, den Gläubigen, welche sie häufig besuchten, auch unter dem Namen der Capelle Quoqheron bekannt.

„Wohlan!“ sagte Remy, „da Sie nun wissen, wie diese Kirche heißt, Monseigneur, und ihr Aeußeres genügend betrachtet haben, lassen Sie uns hineingehen, und Sie werden die Kirchenfenster im Schiffe der Kirche sehen; sie sind vortrefflich.“

Bussy schaute le Haudouin an, und erblickte im Gesichte des jungen Mannes ein so sanftes Lächeln, daß er begriff, der junge Doctor habe, indem er ihn bewog, in die Kirche zu treten, einen andern Zweck, als jenen, ihm die Kirchenfenster zu zeigen, die man nicht sehen konnte, weil es Nacht war. Aber es gab noch etwas Anderes darin, was man sehen konnte, denn das Innere der Kirche war zum gottesdienstlichen Schlußgebete erleuchtet; da sah man jene treuherzigen Malereien des sechzehnten Jahrhunderts, wie Italien, von seinem schönen Klima begünstiget, deren noch viele besitzt, während bei uns einerseits die Feuchtigkeit, anderseits die Rohheit auf unsern Wänden miteinander in die Wette jene Ueberlieferungen eines verschollenen Zeitalters, und jene Bethätigungen eines Glaubens, der nicht mehr zu finden ist, ausgelöscht haben. In der That hatte der Maler für Franz I. und auf Befehl dieses Königes, das Leben der heiligen Maria, der Aegyptierin, al Fresco gemalt; nun aber hatte aus der Zahl der interessantesten Stoffe dieses Lebens, der treuherzig Bilder liefernde Künstler und großer Freund der wo nicht anatomischen, mindestens historischen Wahrheit, auf dem am meisten in die Augen fallenden Platze der Ca=

pelle, den schwierigen Moment dargestellt, da die heilige Maria, ohne Geld zur Bezahlung des Schiffers, sich selbst als Ueberfahrtsgebühr anbietet. Es ist jedoch gerecht, zu bemerken, daß, ungeachtet der Verehrung der Gläubigen für die bekehrte Maria, die Aegyptierin, viele ehrbare Frauen des Stadtviertels fanden, daß der Maler diesen Stoff hätte weglassen, oder wenigstens auf eine minder treuherzige Weise behandeln sollen, und der Grund, den sie angaben, oder vielmehr, den sie nicht angaben, war: daß gewisse Einzelnheiten des Freskobildes zu häufig die Blicke der jungen Ladenschwengel abwendeten, welche von den Tuchhändlern, ihren Dienstherren, alle Sonn- und Festtage in die Kirche geführt wurden.

Bussy schaute le Haudouin an, der, einen Augenblick Ladenschwengel geworden, dieser Malerei eine große Aufmerksamkeit schenkte.

„Bildest Du Dir etwa ein," sagte er zu ihm, „mit Deiner Capelle von Sainte-Marie l'Egyptienne anacreontische Ideen in mir zu erregen? Wenn dem so ist, so hast Du Dich hinsichtlich der Person getäuscht. Hierher muß man Mönche und Studenten führen."

„Gott behüte mich!" versetzte le Haudouin: „Omnis cogitatio libidinosa cerebrum inficit." *)

„Nun denn! was sonst?"

„Ei! hören Sie doch, man kann sich ja die Augen nicht ausstechen, wenn man hier eintritt."

*) Jeder wollüstige Gedanke verderbt das Gehirn. D. Ub.

„Nun, Du hattest einen anderen Zweck, da Du mich hieher führtest, nicht wahr? als mir die Knie der heiligen Maria der Aegyptierin sehen zu lassen?"

„Meiner Treue, nein," antwortete Remy.

„Dann hab' ich gesehen, fort also!"

„Geduld! Sehen Sie, der Gottesdienst endiget. Wenn wir jetzt hinausgingen, würden wir die Gläubigen stören."

Und le Haudouin hielt Bussy sachte am Arme zurück.

„Ah! Jedermann geht fort," bemerkte Remy. „Machen wir es, wie die Anderen, wenn es Ihnen beliebt."

Bussy ging mit einer sichtbaren Gleichgültigkeit und Zerstreutheit der Thüre zu.

„Wohlan!" sagte le Haudouin, „da gehen Sie jetzt hinaus, ohne Weihwasser zu nehmen. Wo zum Teufel haben Sie denn Ihren Kopf?"

Bussy, wie ein Kind gehorchend, ging zur Säule, in welche der Weihkessel eingenietet war. Le Haudouin benützte diese Bewegung, um ein Zeichen des Einverständnisses einer Frauensperson zu geben, die auf das Zeichen des jungen Doctors gleichfalls der nämlichen Säule sich näherte, zu welcher Bussy ging. Daher streckte sich in dem Augenblicke, wo die Hand des Grafen zum muschelförmigen Weihkessel strebte, den zwei Aegyptier aus schwarzem Marmor stützten, eine etwas dicke und ein wenig rothe Hand, die dennoch die Hand einer Frauensperson war, nach der Seinigen aus, und besprengte die Finger derselben mit Reinigungswasser. Bussy konnte sich nicht enthalten, seine Augen von der

dicken und rothen Hand auf das Gesicht der Frauensperson zu wenden; doch alsogleich fuhr er einen Schritt zurück, und erblaßte plötzlich, denn er hatte als Eigenthümerin dieser Hand, die unter einem Schleier von schwarzer Wolle halb verhüllte Gertraud erkannt. Er blieb mit ausgestrecktem Arme stehen, ohne daran zu denken, das Zeichen des Kreuzes zu machen, während Gertraud, ihn grüssend, vorüberging, und seine hohe Gestalt unter der Halle der kleinen Kirche von der Seite betrachtete.

Zwei Schritte hinter Gertraud, deren kräftige Elbogen Bahn brachen, kam eine sorgfältig in ein seidenes Mäntelchen gehüllte Dame, eine Dame, deren elegante und junge Formen, deren reizender Fuß, deren zarte Taille, Bussy auf den Gedanken brachten, daß es auf der Welt nur eine solche Taille, nur einen solchen Fuß, nur eine solche Form gebe.

Remy hatte ihm nichts zu sagen, er schaute ihn nur an; Bussy begriff nun, warum ihn der junge Mann in die Straße Sainte-Marie-l'Egyptienne geführt, und in diese Kirche hatte treten lassen. Bussy folgte dieser Dame, le Haudouin folgte Bussy. Diese Prozession von vier Gestalten, mit gleichem Schritte sich folgend, wäre etwas Ergötzliches gewesen, hätten nicht die Traurigkeit und die Bläße von Zweien unter ihnen peinliche Leiden verrathen. Gertraud, immer voran gehend, bog um die Ecke der Straße Montmartre, ging auf dieser Straße einige Schritte fort, und wendete sich dann plötzlich

rechts in einen Engpaß, zu dem eine Thüre führte. Bussy zögerte.

„Wohlan, Herr Graf," fragte Remy, „wollen Sie denn, daß ich Ihnen auf die Fersen trete?"

Bussy setzte seinen Weg fort. Gertraud, die immer noch an der Spitze marschirte, zog einen Schlüssel aus ihrer Tasche, und ließ ihre Gebieterin eintreten, welche an ihr vorüberging, ohne den Kopf umzuwenden. Le Haudouin sagte der Zofe einige Worte, trat auf die Seite, und ließ Bussy vorbei; dann traten Gertraud und er nebeneinander ein, verschlossen die Thüre wieder, und der Engpaß war wieder öde.

Es war halb acht Uhr Abends, die ersten Tage des Monates Mai zogen heran; in der lauen Luft, welche die ersten Athemzüge des Frühlings verkündete, begannen die Blätter im Schoosse ihrer rissigen Hülsen sich zu entwickeln. Bussy schaute um sich her, und sah sich in einem kleinem Garten von fünfzig Fuß im Gevierte, von sehr hohen Mauern umgeben, auf deren Höhen die Jungferrebe und der Epheu, ihre neuen Triebe vordrängend, bewirkten, das von Zeit zu Zeit einige kleine Kalktheilchen herabkollerten, und dem sanften Winde jenen scharfen und kräftigen Wohlgeruch, den die Abendkühle ihren Blättern entlockte, überließen. Lange gelbe Violen, fröhlich aus den Spalten der alten Kirchenmauer brechend, öffneten ihre Knospen, roth wie unvermischtes Kupfer. Endlich erschütterten die ersten, in der Morgensonne erschlossenen Holunderblüten, mit ihren

süssen Düften das noch leidende Gehirn des jungen Mannes, der sich fragte, ob so viele Wohlgerüche, so viel Wärme und Leben, ihm nicht, ihm, der kaum vor einer Stunde noch so allein, so schwach, so verlassen war, einzig von der Gegenwart einer so zärtlich geliebten Dame gespendet würden.

Unter einer Wölbung von Jasmin und Waldreben, auf einer kleinen, hölzernen, mit dem Rücken an die Kirchenmauer gelehnten Bank, saß Diane, mit gesenkter Stirne; die Hände hingen schlaff an ihren Seiten, und man sah, zwischen ihren Fingern zerknittert, eine Levkoje sich entblättern, die sie zerpflückte ohne es zu vermuthen, und deren Blüten sie auf den Sand streuete. In diesem Momente begann eine in einem nahen Kastanienbaume verborgene Nachtigall, ihren langen und melancholischen Gesang, bisweilen mit gleich Raketen zischenden Tönen verziert.

Bussy war mit Frau von Monsoreau allein in diesem Garten; denn Remy und Getraud verweilten in der Entfernung; er näherte sich ihr; Diane hob den Kopf empor.

„Herr Graf,“ sagte sie mit schüchterner Stimme, „jede Beschönigung wäre unser unwürdig: wenn Sie mich so eben in der Kirche Sainte-Marie-l'Egyptienne gefunden haben, so hat nicht der Zufall sie hingeführt.“

„Nein, Madame,“ erwiederte Bussy, „le Haudouin hat mich auszugehen bewogen, ohne mir zu sagen, zu welchem Zwecke, und ich schwöre Ihnen, daß ich nicht wußte...“

„Sie mißverstehen den Sinn meiner Worte, mein Herr,“ sagte Diane traurig. „Ja, ich weiß wohl, daß Herr Remy Sie in die Kirche geführt hat, und mit Gewalt vielleicht.“

„Madame,“ versetzte Bussy, „es geschah nicht mit Gewalt. Ich wußte nicht, wen ich dort sehen sollte.“

„Dieß ist ein hartes Wort, Herr Graf,“ murmelte Diane, den Kopf schüttelnd, und einen feuchten Blick zu Bussy aufschlagend. „Haben Sie die Absicht, mir zu verstehen zu geben, daß Sie, wenn Sie Remy's Geheimniß gekannt hätten, ihn nicht würden begleitet haben?“

„O! Madame!“

„Es ist natürlich, es ist gerecht, mein Herr; Sie haben mir einen ausgezeichneten Dienst erwiesen, und ich habe Ihnen für Ihr ritterliches Benehmen noch gar nicht gedankt. Verzeihen Sie mir, und genehmigen Sie meinen innigsten Dank.“

„Madame . . . .“ Bussy hielt inne; er war so bestürzt, daß ihm weder Worte noch Gedanken zu Gebote standen.

„Doch ich habe Ihnen beweisen wollen,“ fuhr Diane, sich ermuthigend, fort, „daß ich weder eine undankbare Dame bin, noch ein Herz ohne Gedächtniß habe. Ich habe Herrn Remy gebeten, mir die Ehre einer Unterredung mit Ihnen zu verschaffen; ich habe diese Zusammenkunft angegeben; verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen mißfallen habe.“

Bussy legte eine Hand auf sein Herz. „O! Madame,“ sagte er, „Sie glauben dieß nicht.“

Die Ideen begannen in dieses arme gebrochene Herz zurückzukehren, und es dünkte ihm, daß dieser sanfte Abendwind, der ihm so süße Düfte und so zärtliche Worte zuwehte, ihm zugleich eine Wolke von seinen Augen ziehe.

„Ich weiß,“ fuhr Diane fort, welche die Stärkere war, da sie sich seit langer Zeit auf diese Zusammenkunft vorbereitet hatte, „ich weiß, wie viele Mühe es Ihnen gekostet hat, mein Ansuchen zu vollziehen. Ich kenne Ihr ganzes Zartgefühl. Ich kenne und schätze Sie, glauben Sie es ja. Urtheilen Sie also, was ich bei dem Gedanken habe leiden müssen, daß Sie die Gesinnungen meines Herzens mißkennen möchten.“

„Madame,“ sagte Bussy, „seit drei Tagen bin ich krank.“

„Ja, ich weiß es,“ erwiederte Diane mit einem Erröthen, welches das ganze Interesse verrieth, das sie an dieser Krankheit nahm, „und ich litt mehr als Sie, denn Herr Remy, — er täuschte mich ohne Zweifel, — Herr Remy ließ mich glauben . . .“

„Daß Ihr Vergessen mein Leiden verursachte. O! es ist wahr.“

„Ich habe also thun müssen, was ich thue, Graf,“ versetzte Frau von Monsoreau. „Ich sehe Sie, ich danke Ihnen für Ihre verbindliche Sorgfalt, und gelobe Ihnen dafür eine ewige Dankbarkeit; . . . glauben Sie nun, daß ich aus Herzensgrunde spreche.“

Bussy schüttelte traurig den Kopf, und antwortete nicht.

„Zweifeln Sie an meinen Worten?" fragte Diane.

„Madame," antwortete Bussy, „die Leute, welche für Jemand Freundschaft fühlen, beweisen sie, wie sie können; Sie wußten, daß ich am Abende Ihrer Vorstellung am Hofe im Palaste war; Sie wußten, daß ich vor Ihnen stand, Sie mußten meinen Blick auf Ihrer ganzen Person ruhen fühlen, und Sie haben nicht einmal die Augen zu mir erhoben; Sie haben mir durch kein Wort, durch keine Geberde, durch kein Zeichen zu verstehen gegeben, daß Sie wüßten, ich wäre da; im Grunde hab' ich Unrecht, Madame; vielleicht haben Sie mich nicht erkannt; Sie hatten wich nur zweimal gesehen."

Diane antwortete mit einem Blicke so traurigen Vorwurfes, daß Bussy bis in sein Innerstes davon gerührt wurde.

„Vergebung, Madame, Vergebung," sagte er; „Sie sind keine Dame, wie alle die Anderen, und doch handeln Sie, wie die alltäglichen Damen; diese Heirath?"

— „Wissen Sie nicht, wie ich gezwungen worden bin, sie zu schließen?"

„Ja; aber es war leicht, zu brechen."

„Im Gegentheile, unmöglich."

„Aber setzte Sie denn nichts davon in Kenntniß, daß ein ergebener Mann in Ihrer Nähe wachte?"

Diane schlug die Augen nieder. „Vorzüglich dieß war's, was mir Furcht einflößte," sagte sie.

„Da sehen Sie, welchen Erwägungen Sie mich auf-

geopfert haben! O! denken Sie an das, was mir das Leben ist, seitdem Sie einem Anderen angehören."

„Mein Herr," versetzte die Gräfin mit Würde, „eine Dame ändert nicht ihren Namen, ohne daß nicht ein großer Nachtheil für ihre Ehre daraus hervorgehe, wenn zwei Männer leben, von denen der Eine den Namen führt, den sie aufgegeben, der Andere den Namen, den sie genommen hat."

„Jedenfalls haben Sie den Namen von Monsoreau vorgezogen."

„Glauben Sie es?" stammelte Diane. „Desto besser!" Und ihre Augen fühlten sich mit Thränen.

Bussy, welcher sah, daß sie den Kopf auf ihre Schulter sinken ließ, trat mit bewegtem Gemüthe vor sie hin.

„Kurz, ich bin wieder geworden, was ich war, Madame," sagte Bussy, „das heißt: ein Fremder für Sie."

„Ach!" seufzte Diane.

„Ihr Schweigen sagt es genügend."

„Ich kann nur durch mein Schweigen sprechen."

„Ihr Schweigen, Madame, ist nur die Fortsetzung Ihres Benehmens gegen mich im Louvre. Im Louvre sahen Sie mich nicht an, hier sprechen Sie nicht mit mir."

„Im Louvre war ich in Gegenwart des Herrn von Monsoreau, Herr von Monsoreau schaute mich an, und er ist eifersüchtig."

„Eifersüchtig! und was geht ihm denn ab, mein Gott! Welches Glück kann er beneiden, wenn Jedermann sein Glück beneidet?"

„Ich sage Ihnen, daß er eifersüchtig ist, mein Herr; seit einigen Tagen hat er Jemand, um unsere neue Wohnung streifen sehen.“

„Sie haben also das kleine Haus der Straße Saint-Antoine verlassen?“

„Wie!“ rief Diane aus, von einer unwillkürlichen Bewegung hingerissen, „dieser Mann waren also nicht Sie?“

„Madame, seitdem Ihre Heirath öffentlich verkündet worden ist, seitdem sie vorgestellt wurden, kurz seit jener Soirée im Louvre, wo Sie mich keines Blickes gewürdiget haben, hab' ich im Bette gelegen; das Fieber zehrt mich auf, ich sterbe; Sie sehen, daß Ihr Gatte nicht eifersüchtig zu seyn brauchte, wenigstens meinetwegen nicht, weil nicht ich es bin, den er in der Umgebung Ihres Hauses hat sehen können.“

„Wohlan, Herr Graf, wenn es wahr ist, wie Sie mir sagen, daß Sie einiges Verlangen hegten, mich wieder zu sehen, so danken Sie jenem unbekannten Manne; denn Herrn von Monsoreau kennend, wie ich ihn kenne, mußte ich jenes Mannes wegen für Sie zittern, und ich habe Sie sehen wollen, um Ihnen zu sagen: Setzen Sie sich nicht so Gefahren aus, Herr Graf, machen Sie mich nicht unglücklicher, als ich es schon bin.“

„Beruhigen Sie sich, Madame; ich wiederhole es Ihnen, ich war es nicht.“

„Lassen Sie mich nun noch Alles sagen, was ich Ihnen zu sagen hatte. Aus Furcht vor jenem Manne, den wir nicht kennen, den aber vielleicht Herr von Mon-

soreau kennt, aus Furcht vor jenem Manne fordert er, daß ich Paris verlasse, so, daß Sie, Herr Graf," fügte Diane bei, Bussy die Hand reichend, „diese Unterredung als die letzte betrachten können ... Morgen reise ich nach Meridor."

„Sie reisen ab, Madame!" rief Bussy aus.

„Es gibt nur dieses Mittel, Herrn von Monsoreau zu beruhigen," entgegnete Diane; „es gibt nur dieses Mittel, meine Ruhe wieder zu finden. Uebrigens, was mich betrifft, verabscheue ich Paris, ich verabscheue die Gesellschaft, den Hof, das Louvre. Ich bin glücklich, mit meinen Erinnerungen als junges Mädchen von den Menschen mich abzusondern; es dünkt mir, daß wenn ich den Pfad meiner jungen Jahre wieder betrete, ein wenig von dem entschwundenen Glücke auf mein Haupt sich wieder senken werde, wie ein sanfter Thau. Mein Vater begleitet mich. Ich will da unten Herrn und Frau von Saint-Luc wieder finden, welche bedauern, daß ich nicht bei ihnen bin. Adieu, Herr von Bussy."

Bussy verhüllte sein Antlitz mit seinen beiden Händen. „Nun denn," murmelte er, „für mich ist Alles vorüber."

„Was sagen Sie da?" rief Diane aufstehend aus.

„Ich sage, Madame, daß dieser Mann, der Sie verbannt, daß dieser Mann, der mir die einzige Hoffnung raubt, die mir blieb, nämlich jene, dieselbe Luft zu athmen, wie Sie, Sie hinter einem Gitterfenster zu sehen,

im Vorbeigehen Ihr Kleid zu streifen, kurz, ein lebendes Wesen anzubeten, und nicht einen Schatten, ich sage, daß dieser Mann mein Todfeind ist, und daß ich, müßte ich auch dabei zu Grunde gehen, diesen Mann mit meinen Händen vernichten werde."

„O! Herr Graf."

„Der Elende!" rief Bussy aus, „wie! es ist ihm nicht genug, Sie zur Gattin zu haben, Sie, das schönste und keuscheste Wesen, er ist auch noch eifersüchtig! Eifersüchtig! ein lächerliches und gefräßiges Ungeheuer, das die Welt verschlänge."

„O! beruhigen Sie sich, Graf, beruhigen Sie sich, mein Gott! er ist vielleicht zu entschuldigen."

„Er ist zu entschuldigen, Sie vertheidigen ihn, Madame."

„O! wenn Sie wüßten!" entgegnete Diane, ihr Gesicht mit ihren beiden Händen bedeckend, wie wenn sie gefürchtet hätte, daß trotz dem Dunkel, Bussy das Erröthen desselben erkennen möchte.

„Wenn ich wüßte?" wiederholte Bussy. „Ei, Madame, ich weiß Eines, nämlich: daß man Unrecht thut, an die übrige Welt zu denken, wenn man Ihr Gatte ist."

„Aber," versetzte Diane mit einer gebrochenen, dumpfen, hastigen Stimme, „aber, wenn Sie sich täuschten, Herr Graf, wenn er es nicht wäre!" Und die junge Dame, bei diesen Worten mit ihrer kalten Hand die glühenden Hände Bussy's nur obenhin berührend, erhob sich, und entfloh, leicht wie ein Schatten, in die düste-

ren Krümmungen des kleinen Gartens, faßte Gertraud's Arm, und verschwand, sie fortziehend, bevor Bussy, wonnetrunken, von Sinnen, freudestrahlend, auch nur die Arme auszustrecken, versucht hatte, um sie zurückzuhalten.

Er stieß einen Schrei aus und stand taumelnd auf. Remy kam gerade recht, um ihn mit seinen Armen zu umfangen, und auf die Bank zu setzen, welche Diane so eben verlassen hatte.

Fünftes Kapitel.

Wie von Epernon's Wamms zerrissen, und wie Schomberg blau gefärbt wurde.

Während Meister La Hurière Unterschriften über Unterschriften aufhäufte, während Chicot Gorenflot in das Fruchthorn consignirte, während Bussy, in jenem überglücklichen kleinen Garten voller Wohlgerüche, Gesänge und Liebe, neues Leben gewann, war Heinrich, düster ob dem auf seinem Gange durch die Stadt Vernommenen, erzürnt über die in den Kirchen gehörten Predigten, wüthend über die geheimnißvollen, von seinem Bruder von Anjou empfangenen Grüße, den er in der Straße Saint-Honoré vor seinen Augen vorüberziehen gesehen, und zwar begleitet von Herrn von Guise und Herrn von Mayenne, mit einem ganzen Gefolge von Edelleuten, welches Herr von Monsoreau zu befeh-

ligen schien, war Heinrich, sagen wir, in Gesellschaft von Maugiron und von Quélus in das Louvre zurückgekehrt.

Der König war nach seiner Gewohnheit, mit seinen vier Freunden ausgegangen, aber einige Schritte vom Louvre hatten Schomberg und von Epernon, durch Heinrichs Sorglichkeit gelangweilt, und auf die Hoffnung vertrauend, inmitten eines so bewegten Treibens Vergnügen und Abenteuer zu finden, das erste Gedränge benützt, an der Ecke der Straße de l'Astruce zu verschwinden, und während der König und seine beiden Freunde ihren Spaziergang auf dem Quai fortsetzten, sich durch die Straße von Orleans dahinschieben zu lassen. Sie hatten kaum hundert Schritte gemacht, als schon jeder seinen Streithandel bekam. Von Epernon hatte sein Blaserohr zwischen die Beine eines Bürgers gebracht, welcher lief, und in Folge dieser Hemmung zehn Schritte weit hinrollte, und Schomberg die Mütze vom Kopfe einer Frau genommen, die er für häßlich und alt gehalten, und zufällig jung und schön gefunden. Aber Beide hatten ihren Tag schlecht gewählt, um sich an diese guten, gewöhnlich so geduldigen Pariser zu machen; durch die Straßen lief jenes Empörungsfieber, das in den Mauern der Hauptstädte oft plötzlich die Schwingen regt; der umgeworfene Bürger war aufgestanden, und hatte geschrien: „Auf den Spitzkopf!" Er war ein Eiferer, man glaubte ihm, und stürzte auf von Epernon los; die entmützte Frau hatte geschrien:

„Auf den Liebling!" was noch schlimmer war, und ihr Mann, ein Färber, seine Lehrburschen auf ihn losgelassen. Schomberg war tapfer; er blieb stehen, wollte laut sprechen, und legte die Hand an seinen Degen. Von Epernon war vorsichtig: er floh.

Heinrich hatte sich um seine Lieblinge nicht mehr bekümmert; er kannte ihre Gewandtheit, sich aus Händeln zu ziehen, der Eine durch seine Füße, der Andere durch seine Arme; er setzte also, wie wir gesehen haben, seinen Gang fort, und war nach Vollendung seines Ganges in das Louvre zurückgekommen. In sein Waffenkabinet getreten, und in seinem großen Armstuhle sitzend, bebte er vor Ungeduld, und suchte einen guten Grund, in Zorn zu gerathen. Maugiron spielte mit Narcisse, dem großen Windspiele des Königs. Quélus, die Fäuste an seine Wangen gestemmt, kauerte auf einem Polster und schaute Heinrich an.

„Sie gehen, sie gehen," sagte der König. „Ihr Complott rückt vor; bald Tiger, bald Schlangen; wenn sie nicht Sprünge machen, kriechen sie."

„Ei, Sire," versetzte Quélus, „gibt es nicht immer Complotte in einem Königreiche? Was Teufels sollten denn nach Ihrer Meinung die Söhne der Könige, die Brüder der Könige, die Vettern der Könige thun, wenn sie nicht complottirten?"

„Wahrhaftig, Quélus, mit Ihren absurden Maximen und mit Ihren dicken aufgedunsenen Wangen, kom-

men sie mir vor, als wären sie ein so starker Politiker, wie der Hanswurst auf dem Jahrmarkte Saint-Laurent."

Quélus drehte sich auf seinem Polster um, und kehrte dem Könige unehrerbietig den Rücken.

„Sprich, Maugiron," fuhr Heinrich fort, „hab' ich Recht oder Unrecht, mordieu! und darf man mich mit Albernheiten und Gemeinplätzen einlullen, wie wenn ich ein alltäglicher König oder ein Wollhändler wäre, der seine Lieblingskatze zu verlieren fürchtet?"

„Ei, Sire," erwiderte Maugiron, der immer und in allen Punkten der Meinung von Quélus war, „wenn sie nicht ein alltäglicher König sind, so beweisen Sie es, indem Sie den großen König machen. Was Teufels! da ist Narcisse; er ist ein guter Hund, er ist ein gutes Thier; wenn man ihn aber bei den Ohren zieht, knurrt er, und wenn man ihn auf die Pfoten tritt, beißt er."

„Gut!" sagte Heinrich, „der Andere vergleicht mich mit meinem Hunde."

„Nein, Sire," entgegnete Maugiron, „im Gegentheile, Sie sehen wohl, daß ich Narcisse doch über Sie stelle, weil Narcisse sich zu vertheidigen weiß, und Eure Majestät es nicht wissen." Und auch er wendete Heinrich den Rücken.

„Da bin ich nun allein," äußerte der König, „sehr gut; fahren Sie fort, meine guten Freunde, für die ich das Königreich vergeude, wie man mir vorwirft; verlassen Sie mich, beleidigen Sie mich, schneiden Sie mir

die Kehle ab, Sie Alle; ich habe nur Henker um meine Person, auf meine Ehre. Ah! Chicot, mein armer Chicot, wo bist Du?"

„Gut," sagte Quélus, „nur dies fehlte uns noch, nun ruft er Chicot."

„Das ist ganz natürlich," bemerkte Maugiron. Und der Unverschämte begann ein gewisses lateinisches Sprüchwort zwischen seinen Zähnen zu murmeln, das man auf Deutsch durch den Grundsatz übersetzt: „Sag mir, mit wem Du umgehst, und ich sage Dir, wer Du bist."

Heinrich runzelte die Stirne, ein Blitz schrecklichen Zornes schoß aus seinen großen schwarzen Augen, und gewiß, dießmal war es wohl ein Königsblick, den der Fürst auf seine unbescheidenen Freunde schleuderte. Doch, ohne Zweifel von dieser blossen Zornesäußerung erschöpft, sank Heinrich in seinen Stuhl zurück, und rieb sich die Ohren mit einem von den kleinen Hunden seines Korbes. In diesem Momente erscholl ein rascher Schritt in den Vorzimmern, und von Epernon erschien ohne Faltenmütze, ohne Mantel, und mit ganz zerrissenem Wammse. Quélus und Maugiron kehrten sich um, und Narcisse sprang kläffend auf den neuen Ankömmling hin, als ob er die Höflinge des Königs nur an ihren Kleidern zu erkennen vermöchte.

„Jesus, mein Gott!" rief Heinrich aus, „was ist Dir denn begegnet?"

„Sire," erwiederte von Epernon, „schauen Sie mich

an; auf solche Art behandelt man die Freunde Eurer Majestät."

„Und wer hat Dich so behandelt?" fragte der König.

„Mordieu, Ihr Volk, oder vielmehr das Volk des Herrn Herzogs von Anjou, welches schrie: „Es lebe die Ligue, es lebe die Messe, es lebe Guise, es lebe Franz, kurz: es lebe die ganze Welt, aber kein Lebehoch für Sie!"

„Und was hast Du denn diesem Volke gethan, daß es Dich so behandelt?"

„Ich? Nichts. Was soll nach Ihrer Meinung ein Mann einem Volke thun? Es hat mich als den Freund Eurer Majestät erkannt, und dieß ihm genügt."

„Aber Schomberg?"

„Wie so, Schomberg?"

„Ist Dir Schomberg nicht zu Hülfe gekommen, hat Dich Schomberg nicht vertheidiget?"

„Corboeuf, Schomberg hatte auf seine eigene Rechnung genug zu thun."

„Wie so?"

„Ja, ich hab' ihn unter den Händen eines Färbers gelassen, dessen Frau er die Mütze abgezogen hatte, und der mit seinen fünf oder sechs Burschen im besten Zuge war, ihm eine schlimme Viertelstunde zu verschaffen."

„Par la mordieu!" rief der König aus, „und wo hast Du meinen armen Schomberg zurückgelassen?" fragte Heinrich aufstehend; „ich selbst werde ihm zu Hülfe kommen. Vielleicht wird man sagen können," fügte

Heinrich bei, Maugiron und Quélus anschauend, „daß meine Freunde mich verlassen haben, aber wenigstens soll man nie sagen, daß ich meine Freunde verlassen habe.“

„Ich danke, Sire,“ sagte eine Stimme hinter Heinrich, „ich danke; da bin ich, Gott verdamme mich, ich habe mich ganz allein aus dem Handel gezogen, aber nicht ohne Mühe.“

„O! Schomberg, das ist Schomberg's Stimme,“ riefen die drei Lieblinge aus. „Aber wo zum Teufel bist Du?“

„Pardieu, wo ich bin; Ihr sehet es wohl,“ erwiederte die nämliche Stimme. Wirklich sah man aus dem dunklen Hintergrunde des Cabinetes nicht einen Mann, sondern einen Schatten sich nähern.

„Schomberg!“ fragte der König, „woher kommst Du, wo stackst Du, und warum erscheinst Du in dieser Farbe?“

In der That stand Schomberg, vom Fuße bis zum Kopfe, ohne Ausnahme eines Theiles seiner Kleidungsstücke oder seiner Person, im schönsten Königsblau da, das man möglicherweise sehen konnte. „Der Teufel!“ rief er aus; „die Elenden! Es wundert mich nicht mehr wenn dieses ganze Volk mir nachläuft.“

„Aber was giebts denn?“ fragte Heinrich. „Wenn Du gelb wärest, so ließe sich's durch die Furcht erklären; aber blau?“

„Was es giebt? Sie haben mich in eine Kufe getaucht, die Schurken; ich glaubte, sie tauchten mich lediglich in eine Wasserkufe, und es war eine Indigokufe.“

„O! mordieu," sagte Quélus laut auflachend, „sie sind durch das gestraft, womit sie gesündiget haben. Indigo ist sehr theuer, und Du tragst ihnen wenigstens für zwanzig Thaler Farbe weg."

„Du hast gut spotten, Du; ich hätte Dich an meiner Stelle sehen mögen."

„Und Du hast keinen davon den Bauch aufgeschlitzt?" fragte Maugiron.

„Ich habe meinen Dolch irgendwo, dieß ist alles was ich weiß, bis an das Stichblatt in eine Fleischscheide gestoßen zurückgelassen; allein in einer Sekunde war Alles abgethan; ich wurde ergriffen, aufgehoben, fortgetragen, in die Kufe getaucht, und fast ersäuft."

„Und wie hast Du Dich aus ihren Händen losgemacht?"

„Ich habe den Muth gehabt, eine Niederträchtigkeit zu begehen, Sire."

„Und was hast Du gethan?"

„Ich habe gerufen: Es lebe die Ligue!"

„Wie ich es machte," bemerkte Epernon, „nur daß man mich beizufügen gezwungen hat: Es lebe der Herzog von Anjou!"

„Und ich auch," sagte Schomberg, vor Wuth in seine Hände beißend, „ich hab' es auch gerufen. Doch dieß ist nicht Alles."

„Wie!" versetzte der König, „sie haben Dich gezwungen, noch etwas Anderes zu rufen, mein armer Schomberg?"

„Nein, sie haben mich nicht gezwungen noch etwas Anderes zu rufen, und es war so schon genug, Gott sey Dank; aber in dem Augenblicke, da ich rief: Es lebe der Herzog von Anjou . . . .“

„Nun?“

„Rathen Sie, wer vorbeiging?“

„Wie soll ich dieß errathen?“

„Bussy, sein ihm mit Leib und Seele ergebener Bussy, der mich schreien hörte, es lebe sein Gebieter.“

„Im Grunde mußte er nichts verstanden haben,“ äußerte Quélus.

„Parbleu! es war schwer, zu sehen, was vorging: der Dolch stand mir an der Kehle, und ich war in einer Kufe.“

„Wie,“ fragte Maugiron, „er hat Dir nicht Beistand geleistet? Dieß sollte doch ein Edelmann dem andern Edelmanne nicht versagen.“

„Es schien, daß er mit ganz andern Gedanken beschäftigt war; es fehlten ihm nur noch Flügel, um davon zu fliegen; kaum berührte er noch den Boden.“

„Und dann wird er Dich vielleicht nicht erkannt haben?“ sagte Maugiron.

„Ein sauberer Grund!“

„Warst Du schon blau gefärbt?“

„Ah! allerdings,“ antwortete Schomberg.

„In diesem Falle ist er zu entschuldigen,“ sagte Heinrich, „denn wahrhaftig, mein armer Schomberg, ich selbst erkenne Dich nicht mehr.“

„Gleichviel," entgegnete der junge Mann, der nicht umsonst von deutscher Abkunft war, „wir werden uns wo anders wieder finden, als an der Ecke der Straße Coquillière, und an einem Tage, an welchem ich in keiner Kufe stecken werde."

„O!" sagte von Epernon, „nicht der Diener ist es, dem ich zürne, der Gebieter ist's; nicht mit Bussy würde ich anbinden, sondern mit dem Herrn Herzoge von Anjou."

„Ja, ja," entgegnete Schomberg, „mit dem Herrn Herzoge von Anjou, der uns durch das Lächerliche tödten will, bis er uns mit dem Dolche tödtet."

„Mit dem Herzoge von Anjou, dessen Lob man auf allen Strassen ausrief. — Sie haben es gehört, Sire," sagten Quélus und Maugiron zugleich.

„Der Umstand ist, daß er, der Herzog, zur Stunde in Paris Herr ist, und nicht mehr der König; versuchen Sie es ein wenig, auszugehen," sagte von Epernon zu ihm, „und Sie werden sehen, ob man Sie mehr achten wird, als uns."

„Ah! mein Bruder! mein Bruder!" murmelte Heinrich, mit einem drohenden Tone.

„Ah! ja, Sire, Sie werden noch gar oft so sagen, wie Sie so eben gesagt haben: — Ah! mein Bruder, mein Bruder! ohne irgend einen Entschluß gegen diesen Bruder zu fassen," äußerte Schomberg, „und doch, ich erkläre es Ihnen, und es ist mir klar, steht dieser Bruder an der Spitze irgend eines Complottes."

„Ei, mordieu!“ erwiederte Heinrich, „dieß sagte ich diesen Herren, als Du so eben eintratest, von Epernon; doch sie haben mir, die Achseln zuckend, und mir den Rücken wendend, keine Antwort gegeben.“

„Sire,“ versetzte Maugiron, „wir haben nicht die Achseln gezuckt und den Rücken gewendet, weil Sie sagten, daß ein Complott bestehe, sondern weil wir Sie nicht in der Stimmung sahen, es zu unterdrücken.“

„Und nun,“ sagte Quelus, „kehren wir uns wieder zu Ihnen, um Ihnen wiederholt zu sagen: retten Sie uns, Sire, oder vielmehr retten Sie sich, denn, sind wir gefallen, sind Sie todt. Denn morgen kommt Herr von Guise in's Louvre, morgen wird er verlangen, daß Sie für die Ligue einen Anführer ernennen, morgen werden Sie den Herzog von Anjou ernennen, wie Sie es zu thun versprochen haben, und dann ist der Herzog von Anjou einmal Anführer der Ligue, das heißt: an der Spitze von hunderttausend, durch die Orgien dieser Nacht aufgestachelten Parisern, wird der Herzog von Anjou aus Ihnen machen, was ihm beliebt.“

„Ah! ah!“ erwiederte Heinrich, „und im Falle des äußersten Entschlusses wäret Ihr also geneigt, mir beizustehen?“

„Ja, Sire,“ antworteten die jungen Männer einmüthig.

„Unter der Bedingung jedoch, Sire, bemerkte von Epernon, „daß Eure Majestät mir Zeit gönnen, eine andere Faltenmütze aufzusetzen, einen andern Mantel und ein anderes Wamms anzuziehen.“

„Geh in meine Garderobe, von Epernon, und mein Kammerdiener wird Dir alles dieß geben; wir sind von gleichem Wuchse.“

„Und unter der Bedingung, daß Sie mir Zeit gönnen, ein Bad zu nehmen.“

„Geh in mein Badecabinet, Schomberg, und mein Bademeister wird es Dir verschaffen.“

„Sire,“ fragte Schomberg, „wir dürfen also hoffen, daß die Schmach nicht ungerächet bleiben werde?“

Heinrich streckte die Hand zum Zeichen des Schweigens aus, und schien den Kopf auf seine Brust senkend, ernstlich nachzusinnen. Dann sagte er nach einer kleinen Pause: „Quélus, erkundigen Sie sich, ob Herr von Anjou in das Louvre zurückgekehrt ist.“

Quélus entfernte sich, von Epernon und Schomberg warteten mit den Uebrigen auf die Antwort von Quélus, so sehr hatte ihr Eifer durch die nahe bevorstehende Gefahr sich belebt; nicht während des Sturmes, sondern während der Windstille sieht man die Matrosen widerspänstig.

„Sire,“ fragte Maugiron, „Eure Majestät fassen also einen Entschluß?“

„Sie werden es sehen,“ antwortete der König.

Quélus kam zurück. „Der Herr Herzog ist noch nicht zurückgekehrt,“ sagte er.

„Gut,“ versetzte der König; „von Epernon, wechseln Sie das Kleid; Schomberg, wechseln Sie die Farbe; und Sie, Quélus, und Sie, Maugiron, gehen Sie in

den Hofraum hinab, und halten Sie mir gute Wache, bis mein Bruder heimkehrt."

„Und wenn er heimkehren wird?" fragte Quélus.

„Wenn er heimkehren wird, werden Sie alle Thore schließen lassen; gehen Sie!"

„Bravo! Sire," sagte Quélus.

„Sire," äußerte von Epernon, „in zehn Minuten bin ich hier."

„Ich, Sire, ich kann nicht sagen, wann ich wieder da seyn werde; dieß wird sich nach der Beschaffenheit der Farbe richten."

„Kommen Sie so bald als möglich," entgegnete der König; „dieß ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe."

„Aber wollen denn Eure Majestät ganz allein bleiben?" fragte Maugiron.

„Nein, Maugiron, Gott bleibt bei mir, den ich um seinen Schutz für unser Unternehmen bitten will."

„Bitten Sie ihn, Sire," sagte Quélus; „denn ich beginne zu glauben, daß er sich mit dem Teufel versteht, um uns Alle miteinander in dieser Welt und in der Andern in die Verdammniß zu stürzen."

„Amen!" fügte Maugiron bei.

Die beiden jungen Leute, welche die Wache halten sollten, entfernten sich durch die eine Thüre; die Beiden, welche sich anders anziehen mußten, gingen durch die andere fort. Der König, allein geblieben, kniete sich an sein Betpult.

Sechstes Kapitel.

Chicot wird immer mehr König von Frankreich.

Es schlug Mitternacht; die Thore des Louvre wurden gewöhnlich um Mitternacht geschlossen. Doch Heinrich hatte klüglich berechnet, daß der Herzog von Anjou nicht ermangeln würde, in dieser Nacht im Louvre zu schlafen, um weniger Blöße dem Verdachte zu geben, welchen der Tumult von Paris während dieser Soirée, im Gemüthe des Königes erregen konnte. Der König hatte also befohlen, daß die Thore bis ein Uhr offen bleiben sollten. Um ein Viertel nach Mitternacht kam Quélus. „Sire, der Herzog ist zurückgekehrt," sagte er.

„Was macht Maugiron?"

„Er ist auf seinem Posten geblieben, um zu sehen, ob der Herzog nicht ausgehen wird."

„Das ist nicht zu besorgen."

„Nun ..." sagte Quélus, indem er eine Bewegung machte, um dem Könige anzudeuten, daß er nur mehr zu handeln brauche.

„Nun, lassen wir ihn ruhig zu Bette gehen," versetzte Heinrich. „Wen hat er bei sich?"

„Herrn von Monsoreau und seine gewöhnlichen Edelleute."

„Und Herrn von Bussy?"

„Herr von Bussy ist nicht dabei."

„Gut!" sagte der König, dem es ein großer Trost war, seinen Bruder dessen besten Degens beraubt zu sehen.

„Was befiehlt der König?" fragte Quélus.

„Daß man von Epernon und Schomberg sage, sie sollten sich beeilen, und Herrn von Monsoreau in Kenntniß setzen, daß ich ihn zu sprechen wünsche."

Quélus verbeugte sich, und vollzog den Auftrag mit der ganzen Hurtigkeit, welche dem menschlichen Willen das Gefühl des Hasses, und die Sehnsucht nach Rache, im nämlichen Herzen vereiniget, verleihen können Fünf Minuten nachher traten von Epernon und Schomberg ein, der Eine wieder neu gekleidet, der Andere frisch gewaschen; nur die Vertiefungen im Gesichte hatten einen bläulichen Teint behalten, der, nach Aussage des Bademeisters, lediglich in Folge mehrerer Dampfbäder sich verlieren würde. Nach den beiden Lieblingen erschien Herr von Monsoreau.

„Der Herr Capitaine des Gardes Eurer Majestät hat mir so eben eröffnet, daß Dieselben mir die Ehre erwiesen, mir rufen zu lassen," sagte der Oberjägermeister, sich verbeugend.

„Ja, mein Herr," versetzte Heinrich; „ja, als ich heute Abend spazieren ging, sah ich die Sterne so funkeln, und den Mond in solcher Klarheit, daß ich dachte, bei einem so herrlichen Wetter könnten wir morgen eine prächtige Jagd halten; es ist erst Mitternacht, Herr Graf, begeben Sie sich also auf der Stelle nach Vin-

cennes; lassen Sie einen Damhirsch umgehen, und morgen wollen wir ihn jagen."

„Aber, Sire," entgegnete Monsoreau, „ich glaubte, daß Eure Majestät für morgen Monseigneur von Anjou und Herrn von Guise mit einer Einladung beehrt hätten, um einen Anführer für die Ligue zu ernennen."

„Wohlan, mein Herr, was weiter?" sagte der König mit jenem stolzen Tone, dem zu antworten so schwer war.

„Dann, Sire . . . dann wird es vielleicht an Zeit fehlen."

„Demjenigen fehlt es nie an Zeit, Herr Oberjägermeister, der sie anzuwenden weiß; deßhalb sag' ich Ihnen: Sie haben Zeit, heute Abend sich fortzubegeben, wofern Sie sich unverzüglich fortbegeben. Sie haben Zeit, heute Nacht einen Damhirsch zu umgehen, und Sie werden Zeit haben, für morgen um zehn Uhr die Equipagen bereit zu halten. Gehen Sie also, und zwar auf der Stelle! Quélus und Schomberg lassen Sie dem Herrn von Monsoreau das Thor des Louvre öffnen, in meinem Namen, im Namen des Königes, und wieder im Namen des Königes lassen Sie es schließen, wenn er hinausgegangen seyn wird."

Der Oberjägermeister entfernte sich ganz erstaunt. „Es ist also ein Einfall des Königs?" fragte er die beiden jungen Männer im Vorzimmer.

„Ja," antworteten diese lakonisch.

Herr von Monsoreau sah, daß er von diesen nichts

herausbringen könne und schwieg. „O! o!“ murmelte er bei sich, indem er einen Blick in der Richtung der Gemächer des Herzogs von Anjou warf, „es dünkt mir, daß dieß für Seine königliche Hoheit nichts Gutes bedeutet.“ Es gab jedoch kein Mittel, den Prinzen hievon zu benachrichtigen; Quélus ging zur rechten, Schomberg zur linken Seite des Oberjägermeisters. Einen Augenblick glaubte er, die beiden Lieblinge hätten besondere Befehle, ihn gefangen zu halten, und erst als er sich außerhalb des Louvre befand, und die Thüre hinter sich wieder verschließen hörte, sah er ein, daß sein Argwohn übel begründet sey. Nach zehn Minuten waren Schomberg und Quélus zum Könige zurückgekehrt.

„Nun seyd stille,“ sagte Heinrich, „und folget mir.“

„Wohin gehen wir, Sire?“ fragte von Epernon, immer vorsichtig.

„Jene, die kommen werden, werden es sehen,“ antwortete der König.

„Gehen wir!“ sagten die vier jungen Männer zugleich.

Die Lieblinge nahmen ihre Degen, häckelten ihre Mäntel zu, und folgten dem Könige, der, eine Stocklaterne in der Hand, sie durch den geheimen Corridor führte, den wir kennen, und durch welchen wir schon öfter als einmal die Königin Mutter und König Karl IX. zu ihrer Tochter und zu ihrer Schwester, jener guten Margot sich begeben sahen, deren Gemächer, wie schon gesagt, der Herzog von Anjou bezogen hatte.

Ein Kammerdiener wachte in diesem Corridor; doch bevor er Zeit fand, sich umzuwenden, um seinem Gebieter Meldung zu machen, hatte Heinrich ihn mit seiner Hand gefaßt, ihm zu schweigen befehlend, und seinen Gefährten übergeben, die in ein Cabinet ihn schoben, und einsperrten. Der König selbst also drückte auf die Klinke des Zimmers, worin Monseigneur der Herzog von Anjou lag.

Der Herzog war so eben zu Bette gegangen, von den Ehrsuchtträumen gewiegt, die durch alle Ereignisse der Soirée in ihm aufgetaucht waren: er hatte seinen Namen hochgepriesen, und den Namen des Königs beschimpft gesehen. Von dem Herzoge von Guise geführt, hatte er das Pariser Volk vor ihm und seinen Edelleuten sich öffnen sehen, während die Edelleute des Königes verhöhnt, geschmäht, beschimpft wurden. Niemals noch seit dem Beginne dieser langen Laufbahn voll geheimer Umtriebe, furchtsamer Complotte und unterirdischer Minen, war er in der Popularität, und folglich in der Hoffnung, so weit vorgerückt gewesen. Er hatte eben einen Brief auf den Tisch gelegt, durch Herrn von Monsoreau von Seite des Herzogs von Guise ihm zugestellt, der ihm zugleich anempfehlen ließ, nicht zu unterlassen, am andern Tage bei dem Lever des Königs sich einzufinden. Der Herzog von Anjou bedurfte keiner solchen Anempfehlung, und gelobte sich, die Stunde des Triumphes nicht zu versäumen. Aber groß war sein Erstaunen, da er die Thüre des geheimen Ganges

sich öffnen sah, und sein Schrecken erreichte den höchsten Grad, als er gewahrte, daß sie unter der Hand des Königes aufgegangen war. Heinrich gab seinen Gefährten ein Zeichen, auf der Schwelle der Thüre zu verweilen, und näherte sich ernst, mit gerunzelter Stirne, und ohne ein Wort zu sprechen, dem Bette von Franz.

„Sire," stotterte der Herzog, „die Ehre, welche mir Eure Majestät erweisen, ist so unvorhergesehen..."

„Daß dieselbe Sie erschreckt, nicht wahr?" sagte der König, „ich begreife es; doch nein, nein, bleiben Sie, mein Bruder, stehen Sie nicht auf."

„Aber, Sire, dennoch... erlauben Sie," versetzte der Herzog zitternd, und den so eben vollends gelesenen Brief des Herzogs von Guise zu sich ziehend.

„Sie lasen?" fragte der König.

„Ja, Sire."

„Ohne Zweifel eine interessante Lectüre, da dieselbe Sie noch in so vorgerückter Nachtstunde wach erhielt?"

„O! Sire," antwortete der Herzog mit einem eisigen Lächeln, „nichts Wichtiges, der kleine Abendbriefbote."

„Ja," sagte Heinrich, „ich verstehe, Abendbriefbote, Briefbote der Venus; doch nein, ich täusche mich; man verschließt nicht mit Siegeln von solchem Umfange die Briefchen, die man durch Iris oder Merkur überbringen läßt."

Der Herzog versteckte den Brief völlig.

„Dieser liebe Franz ist verschwiegen," äußerte der

König mit einem Lächeln, das allzusehr einem Zähneknirschen glich, als daß sein Bruder darüber nicht erschrocken wäre. Dennoch versuchte er eine Anstrengung, wieder einige Zuversicht zu gewinnen.

„Wollen Eure Majestät mir etwas sagen, was mich allein angeht?“ fragte der Herzog, dem eine Bewegung der vor der Thüre gebliebenen vier Edelleute so eben verrathen hatte, daß sie horchten, und am Beginne der Scene sich ergötzten.

„Was ich Ihnen Besonderes zu sagen habe, Monsieur,“ entgegnete der König, diesen Titel betonend, welchen das Ceremoniell von Frankreich den Brüdern der Könige gewilliget, „werden Sie für gut finden, daß ich es Ihnen für heute vor Zeugen sage; also, meine Herren,“ fuhr er fort, zu den vier jungen Männern sich umwendend, „hören Sie wohl, der König erlaubt es Ihnen.“

Der Herzog hob den Kopf auf. „Sire,“ sagte er mit jenem feindseligen und giftigen Blicke, den der Mensch von der Schlange geborgt hat, „bevor Sie einen Mann meines Ranges beschimpfen, hätten Sie mir die Gastfreundschaft des Louvre verweigern sollen; im Hôtel Anjou wär' ich wenigstens Herr gewesen, Ihnen zu antworten.“

„Wahrhaftig,“ versetzte der König mit einer schrecklichen Ironie, „Sie vergessen also, daß Sie überall, wo Sie sich befinden, mein Unterthan sind, und daß meine Unterthanen überall, wo sie sind, bei mir sind,

denn, Gott sey Dank, ich bin der König! . . . der König des Bodens! . . ."

„Sire," rief Franz aus, „ich bin hier im Louvre, bei meiner Mutter."

„Und Ihre Mutter ist bei mir," antwortete Heinrich. „Nun, fassen wir uns kurz, mein Herr: geben Sie mir dieses Papier."

„Welches?"

„Jenes, das sie lasen, parbleu! jenes, das ganz offen auf Ihrem Nachttische lag, und das Sie versteckt haben, als Sie mich sahen."

„Sire, überlegen Sie!" sagte der Herzog.

„Was?" fragte der König.

„Dieß: daß Sie eine Frage stellen, die eines guten Edelmannes unwürdig, dagegen aber eines Beamten Ihrer Polizei würdig ist."

Der König wurde erdfahl. „Diesen Brief, mein Herr!" sagte er.

„Einen Damenbrief, Sire, überlegen Sie!" erwiederte Franz.

„Es gibt Damenbriefe, die man sehr gut sehen kann, auch sehr gefährliche, die man nicht sehen soll, zum Beispiele jene, die unsere Mutter schreibt."

„Mein Bruder! . . ." sagte Franz.

„Diesen Brief, mein Herr!" rief der König, mit dem Fuße stampfend, aus, „oder ich lasse Ihnen denselben von vier Schweizern entreißen."

Der Herzog sprang aus seinem Bette, den zerknit-

terten Brief in seiner Hand haltend, in der offenbaren Absicht, den Kamin zu erreichen, und ihn in das Feuer zu werfen. „Dieß wollten Sie Ihrem Bruder thun,“ sagte er.

Heinrich errieth seine Absicht, und stellte sich zwischen ihn und den Kamin. „Nicht meinem Bruder,“ erwiederte er, „aber meinem Todfeinde! Nicht meinem Bruder, aber dem Herzoge von Anjou, der während der ganzen Soirée vor dem Pferde des Herrn von Guise her durch die Straßen von Paris geeilt ist! meinem Bruder, der mir irgend einen Brief von dem Einen oder dem Andern seiner Mitschuldigen, der Lothringischen Herren Prinzen zu verhehlen versucht.“

„Dießmal,“ entgegnete der Herzog, „ist Ihre Polizei schlecht bestellt.“

„Ich sage Ihnen, daß ich auf dem Siegel jene drei famosen schnabel- und fußlosen Vögel von Lothringen gesehen habe, welche sich anmassen, die Lilien von Frankreich zu verschlingen. Her damit, mordieu! her damit, oder . . . “

Heinrich machte einen Schritt gegen seinen Bruder, und legte ihm die Hand auf die Schulter. Franz hatte nicht sobald die königliche Hand auf seiner Schulter gefühlt, nicht sobald mit einem Seitenblicke die drohende Haltung der vier Lieblinge gewahrt, die ihre Degen zu ziehen begannen, als er, auf die Knie fallend, halb gegen sein Bett zurückgelehnt, ausrief: „Zu mir her! zu Hülfe! rettet mich! mein Bruder will mich tödten!“

Diese Worte, mit dem Gepräge eines gewaltigen Schreckens ausgesprochen, das ihnen die Ueberzeugung verlieh, machten auf den König Eindruck, und entwaffneten seinen Zorn gerade deßhalb, weil sie ihn größer voraussetzten, als er war. Er dachte, daß Franz wirklich einen Mord fürchten konnte, und daß dieser Mord ein Brudermord wäre. Dann befiel es ihn wie ein Schwindel bei dem Gedanken, daß in seiner Familie eine verfluchte Familie, wie alle jene, in denen ein Stamm erlöschen soll, es befiel ihn wie ein Schwindel, sagen wir, als er dachte, daß in seiner Familie die Brüder traditionsmäßig die Brüder ermordeten.

„Nein," sagte er, „Sie irren sich, mein Bruder, und der König will Ihnen nichts Böses von solcher Art zufügen, wie Sie befürchten; wenigstens haben Sie gekämpft; bekennen Sie sich für überwunden. Sie wissen, daß der König der Herr ist, oder wenn Sie es nicht wußten, so wissen Sie es jetzt. Wohlan! sagen Sie es, nicht bloß ganz leise, sondern auch ganz laut."

„O! ich sage es, mein Bruder, ich verkünde es," rief der Herzog aus.

„Sehr wohl. Jenen Brief nun . . . denn der König befiehlt Ihnen, ihm jenen Brief zu geben."

Der Herzog von Anjou ließ das Papier fallen. Der König hob es auf, legte es zusammen, ohne es zu lesen, und steckte es in seine Almosenbörse.

„Ist dies Alles, Sire?" fragte der Herzog mit seinem heimtückischen Blicke.

„Nein, mein Herr," antwortete Heinrich, „Sie werden auch für diese Rebellion, die zum Glücke keine widrigen Folgen gehabt hat, Sie werden auch, wenn es Ihnen beliebt, das Zimmer hüten, bis mein Argwohn hinsichtlich Ihrer völlig gehoben ist. Sie sind hier, die Wohnung ist Ihnen bekannt, bequem, und sieht nicht allzuviel einem Gefängnisse gleich; bleiben Sie da. Sie werden gute Gesellschaft haben, wenigstens auf der andern Seite der Thüre; denn in dieser Nacht werden diese vier Herren Sie bewachen, und morgen früh von einem Schweizerposten abgelöset werden."

„Aber werde ich meine Freunde nicht sehen können?"

„Was für Personen nennen Sie Ihre Freunde?"

„Ei, Herrn von Monsoreau, zum Beispiel, Herrn von Ribeirac, Herrn Antraguet, Herrn von Bussy."

„Ah, ja!" sagte der König, „sprechen Sie von diesem auch."

„Sollte er das Unglück haben, Eurer Majestät zu mißfallen?"

„Ja," antwortete der König.

„Seit wann?"

„Immer, und in dieser Nacht insbesondere."

„In dieser Nacht, was hat er denn in dieser Nacht gethan?"

„Er hat mich in den Straßen von Paris beschimpfen lassen."

„Sie, Sire?"

„Ja, mich, oder meine Getreuen, was das Nämliche ist."

„Bussy hat in dieser Nacht Jemand in den Straßen von Paris beschimpfen lassen? Man hat Sie getäuscht, Sire?"

„Ich weiß, was ich sage, mein Herr."

„Sire," rief der Herzog mit einer triumphirenden Miene aus, „Herr von Bussy hat sein Hôtel seit zwei Tagen nicht verlassen! Er ist zu Hause, liegt im Bette, krank, wegen des Fiebers mit den Zähnen klappernd."

Der König wendete sich zu Schomberg um.

„Wenn er wegen des Fiebers mit den Zähnen klapperte," äußerte der junge Mann, „so geschah dieß wenigstens nicht bei ihm zu Hause, sondern in der Straße Coquillère."

„Wer hat Ihnen gesagt," fragte der Herzog von Anjou aufstehend, „daß Bussy in der Straße Coquillère war?"

„Ich hab' ihn gesehen."

„Sie haben Bussy draußen gesehen?"

„Bussy, frisch, aufgelegt, lustig, dem Anscheine nach der glücklichste Mann von der Welt, zur Seite seinen gewöhnlichen Begleiter, jenen Remy, jenen Stallmeister, jenen Arzt, was weiß ich!"

„Dann kenn' ich mich nicht mehr aus," versetzte der Herzog verblüfft; „ich habe Herrn von Bussy am Abende gesehen; er stack unter den Decken; er muß mich getäuscht haben."

„Gut," sagte der König, „Herr von Bussy wird bestraft werden, wie die Uebrigen, und mit den Uebrigen, wenn die Geschichte sich aufklären wird."

Der Herzog, welcher dachte, es sey ein Mittel, den Zorn des Königs von sich abzuwenden, wenn er denselben über Bussy sich ergießen lasse, versuchte nicht mehr, die Vertheidigung seines Edelmannes zu übernehmen. „Wenn Herr von Bussy dieß gethan hat,“ sagte er, „wenn er, nach seiner Weigerung, mit mir auszugehen, allein ausgegangen ist, so geschah's, weil er wirklich ohne Zweifel Absichten hegte, die er mir nicht gestehen konnte, mir, dessen Ergebenheit für Eure Majestät er kennt.“

„Sie hören, meine Herren, was mein Bruder behauptet,“ bemerkte der König; „er behauptet, Herrn von Bussy nicht ermächtiget zu haben.“

„Desto besser,“ sagte Schomberg.

„Warum desto besser?“

„Weil dann Eure Majestät uns vielleicht mit ihm werden thun lassen, was wir wollen.“

„Gut, gut, man wird später sehen,“ entgegnete der König. „Meine Herren, ich empfehle Ihnen meinen Bruder; haben Sie für ihn während dieser Nacht, wo Sie die Ehre genießen werden, ihm als Wache zu dienen, alle Rücksichten, die man für einen Prinzen von Geblüt hegt, nämlich für den Ersten des Königreiches nach mir.“

„O Sire!“ versetzte Quélus mit einem Blicke, der den Herzog beben machte, „seyen Sie völlig unbesorgt, wir wissen Alles, was wir Seiner Hoheit schuldig sind.“

„Gut; adieu, meine Herren,“ sagte Heinrich.

„Sire!“ rief der Herzog aus, erschrockener über das Fortgehen des Königes, als über seine Anwesenheit, „wie! ich bin im Ernste Gefangener! wie! meine Freunde werden mich nicht besuchen können! wie! es wird mir verboten seyn, auszugehen!“ Und der Gedanke an den folgenden Tag tauchte in seinem Innern auf, an jenen folgenden Tag, an welchem seine Gegenwart neben Herrn von Guise so nothwendig war.

„Sire,“ sagte der Herzog, welcher den König bereit sah, sich erweichen zu lassen, „lassen Sie mich wenigstens bei Eurer Majestät erscheinen; bei Eurer Majestät ist mein Platz. Ich bin da so gut Gefangener, als anderswo, und unter Ihren Augen sogar besser bewacht, als an allen möglichen Plätzen. Sire, gewähren Sie mir also die Gunst, bei Eurer Majestät zu bleiben.“

Der König, im Begriffe, dem Herzoge von Anjou seine Bitte zu gewähren, an welcher er zudem nichts erheblich Unpassendes sah, wollte Ja antworten, als seine Aufmerksamkeit von seinem Bruder abgelenkt, und gegen die Thüre durch einen sehr langen und sehr rührigen Leib gezogen wurde, der mit den Armen, mit dem Kopfe, mit dem Halse, kurz mit Allem, was er bewegen konnte, die verneinendsten Geberden machte, die man ersinnen, und ohne die Knochen zu verrenken ausführen konnte. Chicot war's, der: „Nein“ andeutete.

„Nein,“ sagte Heinrich zu seinem Bruder, „Sie be-

finden sich da sehr gut, mein Herr, und ich erachte es für dienlich, daß Sie da bleiben."

„Sire . . ." stammelte der Herzog.

„Sobald es das Gutdünken des Königs von Frankreich ist, scheint es mir, daß es Ihnen genügen muß, mein Herr," fügte Heinrich mit einer stolzen Miene bei, welche die Betrübniß des Herzogs vollendete.

„Wenn ich sagte, daß ich der wahre König von Frankreich sey! . . ." murmelte Chicot.

Siebentes Kapitel.

Wie Chicot Bussy einen Besuch machte, und was daraus erfolgte.

Am nächsten Tage nach diesem Tage, oder vielmehr nach dieser Nacht, frühstückte Bussy gegen neun Uhr Morgens ruhig mit Remy, der, in seiner Eigenschaft als Arzt, ihm Stärkungen verordnete; sie plauderten von den Ereignissen des vorigen Tages, und Remy suchte sich an die Inschriften auf den Freskobildern der kleinen Kirche von Sainte-Marie-l'Egyptienne zu erinnern.

„Sag doch, Remy," fragte ihn Bussy plötzlich, „hat es Dir nicht gedünkt, jenen Edelmann zu erkennen, den man in eine Kufe tauchte, als wir an der Ecke der Straße Coquillère vorübergingen?"

„Allerdings, Herr Graf, und so zwar, daß ich seit jenem Momente an seinem Namen mich zu erinnern suche."

„Du hast ihn also auch nicht erkannt?"

„Nein. Er war schon sehr blau."

„Ich hätte ihn befreien sollen," versetzte Bussy; „es ist eine Pflicht zwischen Leuten von Ansehen, sich gegen gemeine Menschen Hülfe zu leisten; doch, in Wahrheit Remy, ich war zu sehr mit meinen Angelegenheiten beschäftiget."

„Aber wenn wir ihn nicht erkannt haben," bemerkte le Haudouin, „so hat sicher er uns erkannt, uns, die wir unsere natürliche Farbe hatten, denn es kam mir vor, daß er furchtbare Augen rollte, und daß er uns die Faust wies, indem er uns irgend eine Drohung nachschickte."

„Weißt Du dieß gewiß, Remy?"

„Für die furchtbaren Augen steh' ich gut; weniger gewiß aber bin ich der Faust und der Drohung," antwortete le Haudouin, welcher Bussy's zornmüthigen Character kannte.

„Dann wird man erfahren müssen, wer dieser Edelmann ist, Remy; ich kann einen solchen Schimpf uicht so hingehen lassen."

„Warten Sie doch, warten Sie doch," rief le Haudouin aus, wie wenn er aus dem kalten Wasser gekommen, oder in das warme Wasser gestiegen wäre, so! mein Gott! Ich hab's ich kenne ihn."

„Wie so?"

„Ich hab' ihn Fluchen gehört."

„Ich glaub's wohl, mordieu! Jedermann hätte in einer solchen Lage geflucht."

„Ja, aber er hat Deutsch geflucht."

„Bah!"

„Er hat gesagt: Gott verdamme!"

„Dann ist's Schomberg."

„Er selbst, Herr Graf, er selbst."

„Dann, mein lieber Remy, richte Deine Salben her."

„Wozu?"

„Weil in Bälde eine Ausbesserung an seiner Haut, oder an der Meinigen zu machen seyn wird."

„Sie werden nicht so thöricht seyn, sich tödten zu lassen, da Sie so gesund und so glücklich sind," erwiederte Remy, mit dem Auge blinzelnd; „ei! einmal schon hat die heilige Maria, die Aegyptierin, Sie erweckt; Sie könnte wohl überdrüssig seyn, ein Wunder zu wirken, welches Christus selbst nur zweimal versucht hat."

„Im Gegentheile, Remy," versetzte der Graf, „Du hast keine Ahnung von der Wonne, welche, wenn man glücklich ist, darin liegt, um sein Leben gegen jenes eines andern Mannes zu spielen. Ich versichere Dir, daß ich mich niemals gerne schlug, wenn ich im Spiele große Summen verloren, wenn ich meine Geliebte bei einem Vergehen ertappt, oder wenn ich irgend etwas mir vorzuwerfen hatte; dagegen betrete ich immer, wenn meine Börse voll, mein Herz leicht, und mein Gewissen rein ist, kühn und scherzend das Kampffeld; ich bin meiner Hand gewiß. Ich lese in der Tiefe der Augen meines Gegners, ich vernichte ihn mit meinem Glücke.

Ich bin in der Lage eines Mannes, der mit der Blutader ein Würfelspiel macht, und vom Winde des Glückes das Gold seines Gegners sich zuwehen fühlt. Ja, dann bin ich glänzend, meiner gewiß; dann falle ich gewaltig aus. Ich würde mich heute wohl bewunderungswürdig schlagen, Remy," sagte der junge Mann, dem Doctor die Hand reichend, „denn, Dank Dir! ich bin sehr glücklich!"

„Einen Augenblick, einen Augenblick;" erwiederte le Haudouin; „Sie werden jedoch dieses Vergnügens sich gefälligst berauben. Eine mir befreundete schöne Dame hat Sie mir anempfohlen, und mir einen Eid abverlangt, Sie gesund und wohlbehalten zu bewahren, unter dem Vorwande, daß Sie ihr bereits das Leben schuldeten, und daß man nicht die Freiheit habe, über das zu verfügen, was man schuldet."

„Guter Remy," sagte Bussy, in jene Woge des Gedankens tauchend, die dem verliebten Manne vergönnt, Alles zu hören und zu sehen, was man sagt und was man thut, wie man in einem Theater hinter einem Flore die Gegenstände ohne ihre Ecken und ohne die Härten ihrer Farben sieht, ein köstlicher Zustand, und fast ein Traum; denn während man in der Seele seinen süssen und treuen Gedanken fortspinnt, bleiben die Sinne durch das Wort oder die Geberde eines Freundes abgesondert.

„Sie nennen mich, guter Remy," sagte le Haudouin, „weil ich Sie Frau von Monsoreau wieder habe sehen

lassen; werden Sie mich aber auch, „guter Remy“ heißen, wenn Sie von ihr getrennt werden, und leider nahet der Tag heran, wenn er nicht schon gekommen ist?“

„Was beliebt?“ rief Bussy energisch aus. „Darüber wollen wir nicht scherzen, Meister le Haudouin.“

„Ei, Monseigneur, ich scherze nicht; wissen Sie nicht, daß sie nach Anjou reiset, und daß ich selbst den Schmerz empfinden werde, von Mademoiselle Gertraud getrennt zu seyn? . . . Ah!“

Bussy konnte sich nicht enthalten, bei Remy's vorgeblicher Verzweiflung zu lächeln. „Du liebst sie sehr?“ fragte er.

„Ich glaube wohl . . . und sie erst . . . Wenn Sie wüßten, wie sie mich schlägt.“

„Und Du duldest es?“

„Sie hat mich aus Liebe zur Wissenschaft genöthiget, eine souveraine Pomade zu erfinden, um alle blauen Flecken verschwinden zu machen.“

„In diesem Falle solltest Du wohl Schomberg einige Töpfe davon schicken.“

„Sprechen wir nicht mehr von Schomberg; es ist abgemacht, daß wir ihn nach seinem Belieben sich abwaschen lassen.“

„Ja, und kommen wir auf Frau von Monsoreau zurück, oder vielmehr auf Diane von Meridor, denn Du weißt . . .“

„O! mein Gott, ja, ich weiß.“

„Remy, wann reisen wir?“

„Ah! dieß vermuthete ich; so spät als möglich, Herr Graf.“

„Warum?“

„Erstens, weil wir diesen lieben Herrn von Anjou in Paris haben, den Chef der Verbündung, der sich gestern Abends, wie mir dünkte, in solche Angelegenheiten eingelassen hat, daß er offenbar Ihrer bedürfen wird.“

„Zweitens . . .“

„Zweitens, weil Herr von Monsoreau, aus einer ganz besonders glücklichen Fügung, nichts vermuthet, wenigstens in Beziehung auf Sie, und weil er vielleicht etwas vermuthen würde, wenn er Sie zu gleicher Zeit mit seiner Frau, die nicht seine Frau ist, verschwinden sähe.“

„Wohlan, was hat's zu sagen, wenn er etwas vermuthet?“

„O! ja, aber mir ist viel daran gelegen, mir, mein lieber Seigneur. Ich übernehme es, die im Duelle empfangenen Degenstiche zu heilen, weil Sie, als ein Fechter ersten Ranges, niemals sehr bedeutende Degenstiche erhalten werden, aber ich lehne die Dolchstiche ab, in irgend einem Hinterhalte, und vorzüglich von eifersüchtigen Ehemännern versetzt; das sind Thiere, die in dergleichen Fällen sehr hart klaffen; denken Sie vielmehr an jenen armen Herrn von Saint-Mégrin, durch unsern Freund Herrn von Guise so böslich getödtet.“

„Was willst Du, mein lieber Freund, wenn es meine Bestimmung ist, von Monsoreau getödtet zu werden?“

„Nun denn?“

„Nun denn: dann wird er mich tödten.“

„Und dann, acht Tage, ein Monat, ein Jahr nachher, wird Frau von Monsoreau ihren Gatten heirathen, worüber Ihre arme Seele ungeheuer wüthend werden wird, die von Oben herab dieß sehen kann, ohne im Stande zu seyn, sich ihm zu widersetzen, weil sie keinen Leib mehr haben wird.“

„Du hast Recht, Remy, ich will leben.“

„Ja, daran thun Sie wohl, aber bloß Leben ist noch nicht Alles, glauben Sie mir, Sie müssen auch meine Rathschläge befolgen, gegen Monsoreau artig seyn; er ist gegenwärtig auf den Herrn Herzog von Anjou gräßlich eifersüchtig, der, während sie zum Glücke in Ihrem Bette wegen des Fiebers mit den Zähnen klapperten, unter den Fenstern der Dame wie ein sein Liebesglück versuchender Spanier spazierte, und an seinem Aurilly erkannt wurde. Seyen Sie auf alle Weise zuvorkommend gegen ihn, gegen diesen guten Ehemann, der keiner ist, und sehen Sie gar nicht darnach aus, ihn zu fragen, was aus seiner Frau geworden; dieß wäre überflüssig, weil sie es wissen, und er wird überall verbreiten, daß Sie der einzige Edelmann sind, welcher Scipio's Tugenden besitzt: Mäßigkeit und Keuschheit.“

„Ich glaube, daß Du Recht hast," versetzte Bussy. „Jetzt, da ich auf den Bären nicht mehr eifersüchtig bin, will ich ihn zahm machen, was äußerst komisch sein wird! Ah! jetzt Remy, verlange von mir Alles, was Du willst, Alles ist mir leicht, ich bin glücklich."

In diesem Momente klopfte Jemand an die Thüre; die beiden Frühstückenden schwiegen. „Wer ist da?" fragte Bussy.

„Monseigneur," antwortete ein Page, „ein Edelmann ist unten, der Sie sprechen will."

„Mich sprechen, mich, so früh, wie sieht er aus?"

„Ein großer Herr, in grünen Sammet gekleidet, mit rosenrothen Strümpfen, eine etwas lächerliche Figur aber mit der Miene eines rechtschaffenen Mannes."

„Ei!" dachte Bussy ganz laut, „sollte es Schomberg seyn?"

„Er hat gesagt; ein großer Herr."

„Es ist wahr; oder Monsoreau."

„Er hat gesagt: mit der Miene eines rechtschaffenen Mannes."

„Du hast Recht, Remy; vielleicht ist's weder der Eine noch der Andere; laß ihn eintreten."

Der angemeldete Mann erschien einen Augenblick nachher an der Schwelle.

„Ah! mein Gott," rief Bussy, hastig aufstehend, bei dem Anblick des Besuchers aus, während Remy, dieser discrete Freund, durch die Thüre eines Cabinetes sich entfernte, „Herr Chicot!" rief Bussy aus.

„Er selbst, Herr Graf," antwortete der Gascognier.

Bussy's Blick war mit jenem Erstaunen auf ihn geheftet, welches in lauter Buchstaben sprechen will, ohne daß der Mund nöthig hat, im mindesten von der Welt am Gespräche Theil zu nehmen: „Mein Herr, was führt Sie hieher?"

Daher antworte Chicot, ohne auf eine andere Art befragt zu seyn, in einem sehr ernsthaften Tone: „Mein Herr, ich komme, Ihnen einen kleinen Handel vorzuschlagen."

„Sprechen Sie, mein Herr," entgegnete Bussy überrascht.

„Was versprechen Sie mir, wenn ich Ihnen einen großen Dienst leiste?"

„Dieß hängt vom Dienste ab, mein Herr," antwortete Bussy ziemlich geringschätzig.

Der Gascognier stellte sich, diese geringschätzige Miene nicht zu bemerken. „Mein Herr," sagte Chicot, indem er sich setzte und seine langen Beine kreuzte, „ich bemerke, daß Sie mir nicht die Ehre der Einladung erweisen, mich zu setzen."

Bussy stieg das Blut ins Gesicht.

„Dieß ist gleichfalls der Belohnung beizufügen," äußerte Chicot, „die mir zukommen wird, wenn ich den erwähnten Dienst werde geleistet haben."

Bussy antwortete nicht.

„Mein Herr," fuhr Chicot fort, ohne aus der Fassung zu kommen, „kennen Sie die Ligue?"

„Ich habe viel davon sprechen gehört," antwortete Bussy, indem er demjenigen, was ihm der Gascognier sagte, eine gewisse Aufmerksamkeit zu schenken begann.

„Wohlan, mein Herr," entgegnete Chicot, „in diesem Falle müssen Sie wissen, daß sie eine Verbündung rechtschaffener Christen ist, zu dem Zwecke vereiniget, ihre Nächsten, die Hugenotten, auf eine religiöse Art niederzumetzeln. Gehören Sie der Ligue an, mein Herr? Ich gehöre dazu."

„Aber mein Herr . . . "

„Sagen Sie nur Ja oder Nein."

„Erlauben Sie mir, zu erstaunen," sagte Bussy.

„Ich gab mir die Ehre, Sie zu fragen, ob Sie zur Ligue gehören; haben Sie mich verstanden?"

„Herr Chicot," versetzte Bussy, „da ich die Fragen nicht liebe, deren Sinn ich nicht verstehe, so bitte ich Sie, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben; ich werde noch einige, dem Wohlwollen vergönnte Minuten warten, um Ihnen zu sagen, daß ich, die Fragen nicht liebend, natürlich auch die Frager nicht liebe."

„Sehr gut: das Wohlwollen ist wohlwollend, wie der liebe Herr von Monsoreau sagt, wenn er in guter Laune ist."

Bei dem Namen Monsoreau, welchen der Gascognier ohne scheinbare Anspielung aussprach, begann Bussy wieder aufmerksam zu werden. „Hm," sagte er ganz leise, „sollte er irgend etwas vermuthen, und mir Chicot gesendet haben, um mich auszuforschen? . . ." Dann

ganz laut: „Nun, Herr Chicot, zur Sache; Sie wissen, daß wir nur noch einige Minuten haben.“

„Optime!“ *) entgegnete Chicot, „einige Minuten sind viel, in einigen Minuten sagt man sich gar manche Dinge; ich sage Ihnen also, daß ich es in der That mir hätte ersparen können, Sie zu befragen; da Sie nicht der heiligen Ligue angehören, werden Sie zweifellos bald ein Mitglied derselben seyn, indem auch Herr von Anjou dazu gehört.“

„Herr von Anjou . . . wer sagt Ihnen dieß?“

„Er selbst, zu meiner Person sprechend, wie die Herren Rechtsgelehrten sagen oder vielmehr schreiben, wie z. B. jener gute und liebe Herr Nicolas David schrieb, diese Leuchte des forum parisiense, *) welche Leuchte erloschen ist, ohne daß man weiß, wer sie ausgeblasen hat; nun aber begreifen Sie wohl, daß, wenn der Herr Herzog von Anjou bei der Ligue ist, Sie nicht umhin können, auch dabei zu seyn, Sie, der Sie sein rechter Arm sind, was Teufels! Die Ligue weiß zu gut, was sie thut, um einen einärmigen Anführer zu nehmen.“

„Wohlan, Herr Chicot, dann,“ sagte Bussy mit einem unverkennbar artigeren Tone, als er bisher gesprochen hatte.

„Dann,“ fuhr Chicot fort, „wohlan, dann, wenn Sie dabei sind, oder wenn man auch nur glaubt, daß Sie dabei seyn müssen, und man wird es gewiß glau-

*) Sehr gut. D. Ueb.

**) Pariser Gerichtshof. D. Ueb.

ben, wird Ihnen begegnen, was Seiner königlichen Hoheit begegnet ist."

„Was ist denn Seiner königlichen Hoheit begegnet?" rief Bussy aus.

„Mein Herr," antwortete Chicot, indem er aufstand, und die Stellung nachahmte, welche Bussy einen Augenblick vorher angenommen hatte, „mein Herr, ich liebe die Fragen nicht, und wenn Sie mir erlauben, es sogleich zu sagen, ich liebe die Frager nicht; ich habe also große Lust, Ihnen thun zu lassen, was man diese Nacht Ihrem Gebieter gethan hat."

„Herr Chicot," sagte Bussy mit einem Lächeln, welches alle jene Entschuldigungen enthielt, die ein Edelmann machen kann, „sprechen Sie, ich bitte Sie inständig, wo ist der Herr Herzog?"

„Er ist im Gefängnisse."

„Wo?"

„In seinem Zimmer. Vier von meinen guten Freunden bewachen ihn dort mit eigenen Augen. Herr von Schomberg, der gestern Abend blau gefärbt wurde, wie Sie wissen, weil Sie in dem Momente der Operation vorübergingen; Herr von Epernon, der wegen erlittener Furcht gelb ist; Herr von Quélus, welcher vor Zorn roth ist, und Herr von Maugiron, der aus Langeweile weiß ist; das ist sehr schön zu sehen, in Erwägung, daß, da der Herr Herzog aus Furcht grün zu werden beginnt, wir übrigen Privilegirten des Louvre eines vollständigen Regenbogens uns erfreuen werden."

„Also, mein Herr,“ fragte Bussy, „Sie glauben, daß meiner Freiheit dabei Gefahr drohe?“

„Gefahr? Einen Augenblick, mein Herr; ich vermuthe sogar, daß man in diesem Momente ist ... soll ... oder sollte unterwegs seyn, Sie zu verhaften.

Bussy bebte.

„Sind Sie gerne in der Bastille, Herr von Bussy? Sie ist ein zu Betrachtungen sehr geeigneter Ort, und Herr Laurent Testu, Gouverneur derselben, führt eine seinen Nestlingen sehr angenehme Küche.“

„Man wollte mich in die Bastille stecken?“ rief Bussy aus.

„Meiner Treue, ich muß in meiner Tasche irgend etwas dergleichen, wie einen Befehl haben, Sie hinzuführen, Herr von Bussy. Wollen Sie ihn sehen?“ Und Chicot zog wirklich aus den Taschen seines Beinkleides, worin drei Schenkel, wie die seinigen Platz gefunden hätten, einen in gehöriger Form ausgestellten Befehl des Königs, gebietend, am Leibe zu fassen, überall wo er sein würde, Herrn Ludwig von Clermont, Seigneur von Bussy d'Amboise.

„Verfaßt von Herrn von Quélus,“ sagte Chicot; „er ist sehr gut geschrieben.“

„Nun, mein Herr,“ rief Bussy aus, von dieser Handlung Chicot's gerührt, „Sie erweisen mir also wahrhaftig einen Dienst.“

„Ich glaube ... Ja,“ versetzte der Gascognier; „sind Sie meiner Meinung, mein Herr?“

„Mein Herr," sagte Bussy, „ich beschwöre Sie, handeln Sie als ein rechtschaffener Mann gegen mich; geschieht es, um mir auf irgend einer andern Seite zu schaden, daß Sie mich heute retten? Denn Sie lieben den König, und der König liebt mich nicht."

„Herr Graf," erwiederte Chicot, von seinem Stuhle ein wenig sich erhebend und verbeugend, „ich rette Sie, um Sie zu retten; denken Sie nun von meiner Handlung, was Ihnen beliebt."

„Aber, um Vergebung, welchem Umstande muß ich ein solches Wohlwollen zuschreiben?"

„Vergessen Sie, daß ich eine Belohnung von Ihnen verlangt habe?"

„Es ist wahr."

„Nun denn?"

„Ah! mein Herr, von Herzen gerne!"

„Sie werden also Ihrerseits thun, um was ich Sie früher oder später ersuchen werde?"

„So wahr ich Bussy bin, insoferne die Sache thunlich ist."

„Wohlan, dieß genügt mir," sagte Chicot aufstehend, „Nun steigen Sie zu Pferd, und verschwinden Sie; ich bringe den Verhaftbefehl dem, welchem sein Vollzug zugehört."

„Sie sollen also nicht selbst mich verhaften?"

„Gehen Sie doch, für wen halten Sie mich denn? Ich bin Edelmann, mein Herr."

„Aber ich verlasse meinen Gebieter."

„Haben Sie keine Gewissensbisse, denn er hat Sie schon verlassen.“

„Sie sind ein würdiger Edelmann, Herr Chicot,“ sagte Bussy zu dem Gascognier.

„Parbleu, ich weiß es wohl,“ versetzte dieser.

Bussy rief le Haudouin. Le Haudouin, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, horchte an der Thüre; er trat alsogleich ein.

„Remy,“ rief Bussy aus, „Remy, unsere Pferde!“

„Sie sind gesattelt, Monseigneur,“ antwortete ruhig Remy.

„Mein Herr,“ bemerkte Chicot, „das ist ein junger Mann, der viel Verstand besitzt.“

„Parbleu!“ sagte Remy, „ich weiß es wohl.“

Und als Chicot ihn grüßte, grüßte er Chicot, wie es fünfzig und einige Jahre später Guillaume Goriou und Gauthier Garguille gemacht hätten. Bussy raffte einige Rollen Thaler zusammen, die er in seine und in die Taschen von le Haudouin steckte. Hierauf Chicot grüssend, und ihm zum letztenmale dankend, schickte er sich an, hinabzugehen.

„Um Vergebung, mein Herr,“ sagte Chicot; „erlauben Sie mir doch, Ihrer Abreise beizuwohnen.“ Und Chicot folgte Bussy und le Haudouin in den kleinen Hof der Ställe, wo wirklich zwei ganz gesattelte, von einem Pagen gehaltene Pferde warteten.

„Und wohin gehen wir? fragte Remy, nachlässig die Zügel seines Pferdes zusammenziehend.

„Ei . . .“ antwortete Bussy, unschlüssig oder unschlüssig scheinend.

„Was halten Sie von der Normandie, mein Herr? sagte Chicot, der dem Treiben zusah, und die Pferde als Kenner aufmerksam betrachtete.

„Nein,“ antwortete Bussy, „daß ist zu nahe.“

„Was halten Sie von Flandern?“ fuhr Chicot fort.

„Das ist zu ferne.“

„Ich glaube,“ bemerkte Remy, „daß Sie für Anjou sich entschließen dürften, das in einer annehmbaren Entfernung liegt, nicht wahr, Herr Graf?“

„Ja, es sey, nach Anjou,“ erwiederte Bussy erröthend.

„Mein Herr,“ sagte Chicot, „da Sie Ihre Wahl getroffen haben, und nun abreisen werden . . . .“

„Alsogleich.“

„So hab' ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen; gedenken Sie meiner in Ihren Gebeten.“

Und der würdige Edelmann ging fort, immer noch so ernst und so majestätisch, die Häuserecken mit seinem ungeheuern Raufdegen streifend.

„Was doch das Schicksal ist, mein Herr!“ sagte Remy.

„Vorwärts, schnell!“ rief Bussy aus, „und vielleicht werden wir sie einholen.“

„Ah! Monseigneur,“ entgegnete le Haudouin, „wenn Sie dem Schicksale helfen, so thun Sie seinem Verdienste Abbruch.“ Und sie ritten von dannen.

Achtes Kapitel.

Die Stelzen *) von Chicot, der Fangbecher von Quélus, und das Blaserohr von Schomberg.

Man kann sagen, daß Chicot, ungeachtet seines anscheinenden Kaltsinnes, mit der innigsten Freude in das Louvre zurückkehrte. Es war für ihn eine dreifache Befriedigung, einen Tapferen, wie Bussy, einen Dienst geleistet, an irgend einer Intrigue gearbeitet, und für den König einen Staatsstreich möglich gemacht zu haben, welchen die Umstände forderten. Bei dem Kopfe und vorzüglich bei dem Herzen, wie man sie an Herrn von Bussy kannte, bei dem den Herren von Guise eigenthümlichen Verbindungsgeiste, wagte man sehr, einen stürmischen Tag über die gute Stadt Paris anbrechen zu sehen. Alles, was der König befürchtet, Alles, was Chicot vorhergesehen hatte, traf ein, wie man es erwarten konnte.

Herr von Guise, nachdem er am Morgen die vornehmsten Liguisten bei sich empfangen hatte, welche gekommen waren, ihm, jeder seinerseits, die mit Unterschriften bedeckten Register zu bringen, die wir an den Kreuzwegen, an den Thüren der ersten Gasthäuser, und sogar auf den Altären der Kirchen offen aufliegen sahen; Herr von Guise, nachdem er der Ligue einen An-

*) Hier in der Bedeutung: lange Füsse.

D. Ueb.

führer versprochen, und Jeden hatte schwören lassen, den Anführer anzuerkennen, welchen der König ernennen würde; Herr von Guise, nach einer schließlichen Besprechung mit dem Cardinale und mit Herrn von Mayenne, war ausgegangen, um sich zu dem Herrn Herzoge von Anjou zu begeben, den er am vorigen Tage gegen zehn Uhr Abends aus den Augen verloren hatte.

Chicot vermuthete den Besuch; daher war er, als er Bussy verließ, sogleich in der Umgebung des Hôtels von Alençon herumgeschlendert, das an der Ecke der Straße Hautefeuille und der Straße Saint-André lag. Er befand sich kaum eine Viertelstunde dort, als er den von ihm Erwarteten durch die Straße de la Huchette ausmünden sah. Chicot duckte sich in die Ecke der Straße des Kirchhofes, und der Herzog von Guise trat in das Hôtel, ohne ihn bemerkt zu haben. Der Herzog traf den ersten Kammerdiener des Prinzen ziemlich darüber besorgt, daß er seinen Gebieter nicht heimkehren sah; doch hatte er das Geschehene vermuthet, nämlich das Uebernachten des Herzogs im Louvre. Der Herzog fragte, ob er nicht in des Prinzen Abwesenheit, mit Aurilly sprechen könnte; der Kammerdiener antwortete dem Herzoge, daß Aurilly im Cabinete seines Gebieters sey, und es ihm völlig frei stehe, sich bei demselben zu erkundigen. Der Herzog ging wirklich zu Aurilly, der, wie man sich erinnert, Lautenschläger und Vertrauter des Prinzen, in alle Geheimnisse des Herrn

Herzogs von Anjou eingeweiht war, und besser als irgend Jemand wissen mußte, wo Seine Hoheit sich befanden.

Aurilly war mindestens eben so besorgt, wie der Kammerdiener, und verließ von Zeit zu Zeit seine Laute, über welche er zerstreut seine Finger hinschweifen ließ, um sich dem Fenster zu nähern, und durch die Scheiben zu schauen, ob der Herzog nicht zurückkomme. Dreimal hatte man in das Louvre geschickt, und jedesmal die Antwort erhalten, daß Monseigneur, zu spät in den Palast gekommen, noch schlafe. Herr von Guise erkundigte sich bei Aurilly nach dem Herzoge von Anjou. Aurilly war am vorigen Tage von seinem Gebieter an der Ecke der Straße de l'Arbre-Sec durch eine Gruppe getrennt worden, welche die an der Thüre des Gasthauses zum goldenen Sterne versammelte Menge vermehren half, sodann zurückgekehrt, um den Herzog im Hôtel Alençon zu erwarten, unkundig des von Seiner königlichen Hoheit gefaßten Entschlusses, im Louvre zu schlafen. Der Lautenspieler erzählte dann dem Lothringischen Prinzen die von ihm in das Louvre geschickte dreifache Gesandtschaft, und wiederholte ihm die nämliche, den drei Boten jedesmal ertheilte Antwort.

„Er schläft um eilf Uhr," sagte der Herzog; „das ist nicht sehr wahrscheinlich; selbst der König ist um diese Stunde auf. Sie sollten in das Louvre gehen, Aurilly."

„Ich habe wohl daran gedacht, Monseigneur," er-

wiederte von Aurilly; „aber ich fürchte, daß dieser angebliche Schlaf ein von ihm dem Thürsteher des Louvre ertheilter Auftrag seyn möge, und er wegen eines Liebeshandels in der Stadt sich befinde: nun aber, wenn dem so wäre, dürfte es vielleicht Monseigneur zuwider seyn, wenn man ihn suchte."

„Aurilly," erwiederte der Herzog, „glauben Sie mir, Monseigneur sind ein zu vernünftiger Mann, um an einem Tage, wie der heutige, auf einen Liebeshandel auszugehen. Gehen Sie also ohne Furcht in das Louvre, und Sie werden Monseigneur dort finden."

„Ich werde also gehen, mein Herr, weil Sie es wünschen; doch was soll ich ihm sagen?"

„Sagen Sie ihm, daß die Zusammenkunft im Louvre auf zwei Uhr anberaumt sey, und daß er wohl wisse, daß wir uns mit einander besprechen müssen, bevor wir uns zum Könige begeben. Sie begreifen, Aurilly," fügte der Herzog mit einer ziemlich unehrerbietigen Regung übler Laune bei, „daß es sich in dem Augenblicke, da der König einen Anführer der Ligue ernennen will, nicht darum handle, zu schlafen."

„Sehr wohl, Monseigneur, und ich werde Seine Hoheit bitten, hierher zu kommen."

„Wo ich ihn sehr ungeduldig erwarte, sagen Sie ihm; denn, berufen, um zwei Uhr zu erscheinen, sind Viele schon im Louvre, und es ist kein Augenblick zu verlieren. Indessen werde ich Herrn von Bussy holen lassen."

„Dabei bleibt's, Monseigneur. Aber was soll ich in dem Falle thun, wenn ich Seine Hoheit nicht finden sollte?"

„Wenn Sie Seine Hoheit nicht finden, Aurilly, so geben Sie sich keine weitere Mühe, den Prinzen zu suchen; es wird genügen, wenn Sie ihm späterhin eifrig betheuern: „„Ich habe Sie zu treffen gesucht."" Jedenfalls werde ich um drei Viertel auf zwei Uhr im Louvre seyn."

Aurilly verbeugte sich vor dem Herzoge, und ging fort. Chicot sah ihn das Hôtel verlassen, und errieth die Ursache seines Fortgehens. Wenn der Herr Herzog von Guise die Verhaftung des Herrn von Anjou erfuhr, so war Alles verloren, oder verwickelte sich wenigstens sehr. Chicot gewahrte, daß Aurilly die Straße de la Huchette hinaufging, um die Brücke Saint-Michel zu erreichen; er dagegen eilte die Straße Saint-André-des-Arts mit der ganzen Schnelligkeit seiner langen Beine hinab, und ging am Fuße von Nesle in dem Momente über die Seine, da Aurilly kaum dem Grand-Châtelet gegenüber ankam. Wir werden Aurilly folgen, der uns gerade auf den Schauplatz der wichtigen Ereignisse des Tages führt. Er ging die mit Bürgern besetzten Quais hinab, im Genusse des vollen Anblickes der triumphirenden Sieger, und erreichte das Louvre, welches ihm, inmitten dieser ganzen Pariserfreude, in seinem ruhigsten und gesegnetsten Aussehen erschien. Aurilly kannte seine Welt und seinen Hof; er plauderte

zuvörderst mit dem Thorwart, der immer eine ansehnliche Person für Neuigkeitensucher und Scandalwitterer war. Der Thorwart war ganz honigsüß; der König war in der besten Laune von der Welt erwacht. Aurilly ging vom Thorwarte zum Schloßverwalter. Der Schloßverwalter hielt eben Musterung über neugekleidete Diener, und theilte Hellebarten von einem neuen Modelle unter sie aus. Er lächelte dem Lautenschläger zu, antwortete auf seine Bemerkungen über Regen und schönes Wetter, was Aurilly die beste Meinung von der politischen Atmosphäre verschaffte. Aurilly ging folglich seines Weges, und stieg die große Treppe hinan, die zum Herzoge führte, den schon auf den Treppen und in den Vorzimmern wandelnden Höflingen viele Grüße spendend. An der Thüre der Wohnung Seiner Hoheit, fand er Chicot, der auf einem Feldstuhle saß. Chicot spielte ganz allein Schach, und schien in eine tiefe Combination versunken. Aurilly suchte vorüberzugehen, aber Chicot nahm mit seinen langen Beinen die ganze Länge der Flur ein. Er war genöthiget, dem Gascognier auf die Achsel zu klopfen.

„Ah! Sie sind's," sagte Chicot, „um Vergebung, Herr Aurilly."

„Was machen Sie denn, Herr Chicot?"

„Ich spiele Schach, wie Sie sehen."

„Ganz allein?"

„Ja . . . ich studire einen Zug . . . können Sie Schach spielen, mein Herr?"

„Wenig."

„Ja, ich weiß es, Sie sind Musiker, und die Musik ist eine so lange, so schwierige Kunst, daß die Privilegirten, die sich dieser Kunst weihen, gezwungen sind, ihre ganze Zeit und ihre ganze Intelligenz ihr zu weihen."

„Der Zug scheint ernst zu seyn?" fragte Aurilly lachend.

„Ja, mein König beunruhiget mich; Sie werden wissen, Herr Aurilly, daß im Schachspiele der König eine sehr einfältige, sehr unbedeutende Person ist, die keinen Willen hat, die nur einen Schritt rechts, einen Schritt links, einen Schritt vorwärts, und einen Schritt rückwärts machen kann, während ihn sehr hurtige Feinde umgeben, Springer, die mit einem einzigen Satze über drei Felder springen, und eine Menge von Bauern, die ihn umzingeln, drängen, necken, so daß er, wenn schlecht berathen, ah! in kurzer Zeit ein verlorener Monarch ist; freilich hat er seinen Läufer, der hin und her geht, der das Recht hat, vor ihn, hinter ihn, und neben ihn sich zu stellen; aber es ist deßhalb nicht weniger gewiß, daß, je ergebener der Läufer seinem Könige ist, desto mehr derselbe sich selbst Gefahren aussetzt, Herr Aurilly, und ich gesteh' Ihnen, daß in diesem Augenblicke mein König und sein Läufer in einer der gefährlichsten Lagen sich befinden." *)

*) Um die Anspielung in diesen Worten Chicot's zu verstehen, ist zu wissen nöthig, daß in Frankreich die Schachfigur, welche bei den Deutschen Läufer genannt wird, **Narr** (Fou) heißt, — bei den Engländern Bischof —,

„Aber wir sind zufällig dazu gekommen, Herr Chicot," fragte Aurilly, „alle diese Combinationen an der Thüre Seiner königlichen Hoheit zu studiren?"

„Weil ich auf Herrn von Quélus warte, der da ist."

„Wo da?" fragte von Aurilly.

„Ei, bei Seiner Hoheit."

„Herr von Quélus bei Seiner Hoheit?" versetzte Aurilly erstaunt.

Während dieses ganzen Gespräches hatte Chicot dem Lautenschläger den Durchgang geöffnet, doch so, daß er mit seinem Tische in den Corridor gegangen war, und der Bote des Herrn von Guise sich nun zwischen jenem und der Eingangsthüre befand. Er zauderte jedoch, diese Thüre zu öffnen. „Aber was thut denn Herr von Quélus bei dem Herrn Herzoge von Anjou?" fragte er. „Ich kannte sie nicht als so große Freunde."

„St!" sagte Chicot mit einer geheimnißvollen Miene. Dann beschrieb er, immer noch sein Schachbrett zwischen seinen beiden Händen haltend, mit seiner langen Person in der Art eine krumme Linie, daß, ohne daß seine Füsse ihren Platz verließen, seine Lippen zu Aurilly's Ohre gelangten.

„Er bittet," fuhr er fort, „Seine königliche Hoheit

---

wornach nun besonders der Schluß von Chicot's Aeußerung klar wird. Der Springer wird von den Franzosen cavalier, Ritter oder Reiter genannt.

D. Ueb.

wegen eines kleinen Zwistes um Vergebung, den sie gestern hatten."

„Wirklich?" erwiederte Aurilly.

„Der König hat es gefordert; Sie wissen, in welchen vortrefflichen Verhältnissen die beiden Brüder in diesem Augenblicke miteinander leben. Der König hat keine Impertinenz von Quélus dulden wollen, und Quélus den Auftrag erhalten, sich zu demüthigen."

„Wahrhaftig?"

„Ah! Herr Aurilly," entgegnete Chicot, „ich glaube, daß wir in der That in das goldene Zeitalter treten; das Louvre wird das Arcadien werden, und die beiden Brüder werden Arcades ambo *) seyn. Ah! um Vergebung, Herr Aurilly, ich vergesse immer, daß Sie Musiker sind."

Aurilly lächelte und trat in das Vorzimmer, dessen Thüre er weit genug aufmachte, daß Chicot einen der bedeutungsvollsten Blicke mit Quélus wechseln konnte, der übrigens wahrscheinlich zum Voraus in Kenntniß gesetzt war. Chicot setzte dann seine Palamedischen **) Combination fort, seinen König ausscheltend, vielleicht nicht härter, als es ein Souverain mit Fleisch und Knochen verdient hätte, aber gewiß härter, als es ein unschuldiges Stück Elfenbein verdiente. So wie Aurilly

*) „Zwei Arcadier." D. Ueb.

**) Von Palamedes, Sohn des Euböischen Königs Nauplius; er soll der Erfinder des Schachspieles seyn. D. Ueb.

einmal im Vorzimmer war, wurde er sehr artig von Quélus gegrüßt, zwischen dessen Händen ein prächtiger Fangbecher von Ebenholz, mit eingelegtem Elfenbeine verziert reissend schnelle Bewegungen machte.

„Bravo, Herr von Quélus!“ sagte Aurilly, indem er den jungen Mann einen schwierigen Fang machen sah, „bravo!“

„Ah! mein lieber Herr Aurilly,“ erwiederte Quélus, „wann werde ich Fangbecher spielen, wie Sie die Laute spielen?“

„Wenn Sie eben so viele Tage lang Ihr Spielzeug werden studirt haben,“ antwortete Aurilly, ein wenig gereizt, „als ich Jahre darauf verwendet habe, mein Instrument zu spielen. Aber wo sind denn Monseigneur? sprechen Sie ihn diesen Morgen nicht, mein Herr?“

„Ich habe wirklich Audienz bei ihm, mein lieber Aurilly, allein Schomberg den Vortritt.“

„Ah, Herr von Schomberg auch,“ sagte der Lautenschläger mit neuem Erstaunen.

„O! mein Gott! ja. Der König ordnet dieß so an; er ist dort im Speisesaale. Gehen Sie hinein, Herr von Aurilly, und erweisen Sie mir das Vergnügen, den Prinzen zu erinnern, daß wir warten.“

Aurilly öffnete die zweite Thüre, und sah den ganz mit Federn ausgestopften Schomberg auf einem breiten Schemel mehr liegen als sitzen. Schomberg, so sich zurückbeugend, zielte mit einem Blaserohr, um durch

einen goldenen Ring, der an einem Seidenfaden vom Plafond herabhing, kleine Kugeln von parfümirter Erde zu blasen, von denen ein reicher Vorrath in seiner Jagdtasche stack, und die ein Lieblingshund ihm jedesmal wieder brachte, wenn sie nicht an der Wand zerschellt waren.

„Wie!" rief Aurilly aus, „bei Monseigneur eine solche Uebung! Ah! Herr von Schomberg!"

„Ah! guten Morgen! Herr Aurilly," erwiederte Schomberg, den Gang seines Gewandtheitspieles unterbrechend, „Sie sehen, ich tödte die Zeit in Erwartung meiner Audienz."

„Aber wo sind denn Monseigneur?" fragte Aurilly.

„St! Monseigneur sind in diesem Augenblicke beschäftiget, von Epernon und Maugiron zu verzeihen. Aber wollen Sie nicht eintreten, Sie, der Sie sich des vollen vertrauten Umganges mit dem Prinzen erfreuen?"

„Läge vielleicht eine Indiscretion darin?" fragte der Musiker.

„Nicht im Mindesten von der Welt, im Gegentheile; Sie werden ihn in seinem Gemäldecabinete finden; gehen Sie hinein, Herr Aurilly, gehen Sie hinein!"

Und er schob Aurilly bei den Schultern in das anstossende Gemach, wo der Musiker, verblüfft, zuvörderst Herrn von Epernon beschäftiget sah, vor einem Spiegel den Knebelbart mit Gummi sich zu steifen, während Maugiron, am Fenster sitzend, Bilder ausschnitt, neben denen die Bas-reliefs des Tempels der Venus-Aphro-

dite zu Knidos, und die Malereien des Fischteiches von Tiberius zu Capri für Heiligkeitsbilder konnten gehalten werden. Der Herzog, ohne Degen, saß in seinem Armstuhle zwischen diesen beiden Männern, die ihn nur anschauten, um seine Bewegungen zu überwachen, und nur mit ihm sprachen, um ihm unangenehme Worte zu sagen. Als er Aurilly sah, wollte er ihm entgegenstürzen.

„Ganz sachte, Monseigneur,“ äußerte Maugiron, „Sie treten auf meine Bilder.“

„Mein Gott! rief der Musiker aus, „was seh' ich da? Man beschimpft meinen Gebieter.“

„Der liebe Herr Aurilly!“ sagte von Epernon, fortwährend seinen Knebelbart krümmend, „wie geht es? Sehr gut, denn er scheint mir ein wenig roth.“

„Erweisen Sie mir doch die Freundschaft, Herr Musiker, mir Ihren kleinen Dolch zu geben, wenn's beliebt,“ sagte Maugiron.

„Meine Herren, meine Herren,“ erwiederte Aurilly, „erinnern Sie sich denn nicht mehr, wo Sie sind?“

„Allerdings, allerdings, mein lieber Orpheus,“ antwortete von Epernon, „deßhalb ersucht Sie ja mein Freund um Ihren Dolch. Sie sehen wohl, daß der Herr Herzog keinen Dolch hat.“

„Aurilly,“ sagte der Herzog mit einer Stimme voll Schmerz und Wuth, „errathest Du denn nicht, daß ich ein Gefangener bin?“

„Ein Gefangener? Wessen?“

„Meines Bruders. Hättest Du es denn nicht begreifen sollen, als Du sahst, wer meine Kerkermeister sind?"

Aurilly stieß einen Schrei des Erstaunens aus.

„O! wenn ich es vermuthet hätte!" sagte er.

„Sie würden Ihre Laute mitgenommen haben, um Seine Hoheit zu zerstreuen, lieber Herr Aurilly," sagte eine spöttische Stimme; „aber ich habe daran gedacht, und sie holen lassen; da ist sie." Und Chicot reichte wirklich dem armen Musiker seine Laute; hinter Chicot konnte man Quélus und Schomberg sehen, die zum Kinnladenverrenken gähnten.

„Und jene Schachpartie, Chicot?" fragte von Epernon.

„Ah! ja, es ist wahr," bemerkte Quélus.

„Meine Herren, ich glaube, daß mein Läufer seinen König retten wird; aber, morbleu! es wird nicht ohne Mühe gehen. Nun, Herr Aurilly, geben Sie mir Ihren Dolch für diese Laute, gerader Tausch."

Bestürzt gehorchte der Musiker, und setzte sich auf einen Polster, zu den Füssen seines Gebieters.

„Nun ist schon einer davon in der Rattenfalle," sagte Quélus; „machen wir uns an die Uebrigen."

Und mit diesen Worten, welche Aurilly die Erklärung der vorausgegangenen Scenen gaben, kehrte Quélus zurück, um seinen Posten im Vorzimmer zu beziehen, indem er bloß Schomberg bat, sein Blaserohr gegen seinen Fangbecher zu vertauschen.

„Das ist recht," bemerkte Chicot, „man muß mit seinen Vergnügungen abwechseln; ich, um mit den Meinigen abzuwechseln, will die Ligue unterzeichnen." Und er verschloß die Thüre wieder, und hinterließ die Gesellschaft Seiner königlichen Hoheit mit dem armen Lautenschläger vermehrt.

Neuntes Kapitel.

Wie der König einen Anführer für die Ligue ernannte, und wie dieser weder Seine Hoheit, der Herzog von Anjou, noch Monseigneur der Herzog von Guise war.

Die Stunde des großen Empfanges war gekommen, oder vielmehr sollte kommen; denn seit Mittag nahm das Louvre schon die vornehmsten, die betheiligten und sogar die neugierigen Chef's auf. Paris, tumultuarisch, wie am vorigen Tage, aber mit diesem Unterschiede, daß die Schweizer, die nicht bei dem Feste des vorigen Tages gewesen, am folgenden Tage die Hauptttheilnehmer waren; Paris, tumultuarisch, wie am vorigen Tage, sagen wir, hatte seine Liguistendeputationen, seine Arbeitercorporationen; seine Schöppen, seine Milizen in das Louvre gesendet, und seine immer neu auftauchenden Fluthen von Zuschauern, die an den Tagen, an welchem das Volk mit etwas beschäftiget ist, das Volk

umgebend erscheinen, eben so zahlreich, eben so thätig, eben so neugierig, wie wenn in Paris ein doppeltes Volk wäre, und wie wenn in dieser großen Stadt, in diesem kleinen Bilde der Welt, jedes Individuum nach Belieben in zwei Theile sich schiede, in den thätigen, und in den andern Theil, der dem Treiben zuschaut. Es gab also um das Louvre herum eine beträchtliche Volksmasse; aber man zittere deßhalb nicht für das Louvre. Dieß war noch nicht jene Zeit, wo das Murren des Volkes, in Donner verwandelt, mit dem Hauche seiner Kanonen die Mauern einstürzt, und das Schloß über seinen Gebietern zusammenschmettert; die Schweizer an jenem Tage, die Vorfahren des 10. August und des 27. Juli, die Schweizer lächelten den Parisermassen zu, wie bewaffnet auch diese Massen waren, und die Pariser lächelten den Schweizern zu; noch war für das Volk die Zeit nicht gekommen, die Säulenhallen seiner Könige mit Blut zu beflecken. Gleichwohl glaube man nicht, daß das Drama, weil es minder düster war, kein Interesse bot; im Gegentheile war die Scene, die das Louvre darstellte, eine der seltsamsten, die wir jemals geschildert haben. Der König, in seinem großen Saale, im Thronsaale, war von seinen Beamten umgeben, von seinen Freunden, von seinen Dienern, von seiner Familie, während alle Corporationen vor ihm vorüberzogen, um sodann, ihre Chef's in diesem Palaste zurücklassend, jene Plätze einzunehmen, die ihnen unter den Fenstern und in den Höfen des Louvre angewiesen waren.

Auf diese Art konnte er auf einmal, überhaupt, in Masse, mit einem Blicke seine Feinde überschauen, und fast zählen, von Zeit zu Zeit durch Chicot mit Aufschlüssen versehen, der hinter seinem königlichen Armstuhle versteckt war, durch einen Wink der Königin-Mutter gewarnt, oder durch einiges Zittern schwacher Liguisten aufmerksam gemacht, die ungeduldiger waren, als ihre Chefs, weil weniger, als diese, in das Geheimniß eingeweiht.

Plötzlich trat Herr von Monsoreau ein.

„Ei," sagte Chicot, „sieh doch, Heinrichchen!"

„Was soll ich denn sehen?"

„Sieh Deinen Oberjägermeister, pardieu! es ist wohl der Mühe werth; er ist blaß genug und kothig genug, um zu verdienen, betrachtet zu werden."

„Wahrhaftig," sagte der König, „er ist's!"

Heinrich winkte dem Herrn von Monsoreau; der Oberjägermeister näherte sich.

„Wie kommt's, daß Sie im Louvre sind, mein Herr?" fragte Heinrich. „Ich glaubte, Sie seyen zu Vincennes, beschäftiget, uns einen Hirsch zu umgehen."

„Der Hirsch war in der That um sieben Uhr Morgens umgangen, Sire; da ich aber sah, daß es gleich Mittag schlüge, und ich keine Nachricht bekam, hab' ich gefürchtet, es möchte Ihnen ein Unfall begegnet seyn, und bin herbeigeeilt."

„Wirklich?" versetzte der König.

„Sire," entgegnete der Graf, „wenn ich gegen meine Pflicht gefehlt habe, so messen Sie diesen Fehler nur einem Uebermaße von Ergebenheit bei."

„Ja, mein Herr," sagte Heinrich, „und glauben Sie immerhin, daß ich es würdige."

„Wenn Eure Majestät verlangen," fuhr der Graf unschlüssig fort, „daß ich nach Vincennes zurückkehre, nun, da ich beruhiget bin . . ."

„Nein, nein, bleiben Sie, unser Oberjägermeister; diese Jagd war eine Laune, die uns durch den Kopf gefahren, und wieder entschwunden, wie gekommen, ist; bleiben Sie, und entfernen Sie sich nicht; ich muß Leute um mich haben, die mir ergeben sind, und Sie kommen, selbst sich unter diejenigen zu reihen auf deren Ergebenheit ich zählen kann."

Monsoreau verbeugte sich. „Wohin soll ich mich stellen nach Eurer Majestät Willen?" fragte der Graf.

„Willst Du ihn mir auf eine halbe Stunde überlassen?" fragte Chicot ganz leise, dem Könige in's Ohr flüsternd.

„Wozu?"

„Um ihn rasend zu machen: Was verschlägt Dir dieß? Du bist mir wohl eine Entschädigung dafür schuldig, daß du mich nöthigest einer so langweiligen Ceremonie, wie diese, die Du uns versprichst, beizuwohnen.

„Nun denn, nimm ihn."

„Ich habe die Ehre gehabt, Eure Majestät zu fragen, wo Sie wünschen, daß ich Platz nehme?" fragte der Graf zum zweitenmale.

„Ich glaubte, Ihnen geantwortet zu haben: Wo Sie wollen. Hinter meinem Armstuhle, zum Beispiele. Dorthin setze ich meine Freunde."

„Kommen Sie her, unser Oberjägermeister," sagte Chicot, indem er dem Herrn von Monsoreau einen Theil des Terranis abtrat, daß er sich ganz allein vorbehalten hatte, „und wittern Sie mir ein wenig diese lustigen Burschen. Das ist ein Wildpret, das man ohne Spürhund umgehen kann. Ventre de biche, Herr Graf, was für ein Geruch! Dieß sind die Schuhmacher, welche vorübergehen, oder vielmehr vorübergegangen sind; und hier die Lohgerber. Mort de ma vie! unser Oberjägermeister, wenn Sie die Fährte von Diesen verlieren, so erklär' ich Ihnen, daß ich Ihnen Ihr Dienstdekret abnehme!"

Herr von Monsoreau stellte sich, als ob er nicht höre, oder vielmehr er hörte, ohne zu verstehen. Er war sehr beschäftiget, und schaute mit einer Gespanntheit um sich, die dem Könige um so weniger entging, als Chicot sich die Mühe nahm, ihn darauf aufmerksam zu machen. „Ei!" sagte er ganz leise zum Könige, „weißt Du, was in diesem Augenblicke Dein Oberjägermeister jagt?"

„Nein; was jagt er?"

„Er jagt Deinen Bruder von Anjou."

„Jedenfalls ist dieß nicht zu sehen," erwiederte Heinrich lachend.

„Nein, es ist zu schließen. Liegt Dir daran, daß er nicht erfahre, wo er ist?"

„Ei, es wäre mir nicht unlieb, ich gesteh's, wenn er auf falsche Fährte käme.“

„Warte, warte, ich will ihn auf eine Spur bringen. Man sagt, daß der Wolf den Geruch des Fuchses habe; er wird sich darin täuschen. Frag ihn bloß, wo die Gräfin sey.“

„Warum?“

„Frag nur, Du wirst es schon sehen.“

„Herr Graf,“ fragte Heinrich, „wo haben Sie denn Frau von Monsoreau gelassen? Ich sehe sie unter diesen Damen nicht.“

Der Graf schauderte, als hätte ihn eine Schlange in den Fuß gebissen. Chicot kratzte sich die Nasenspitze der Geschicklichkeit des Königs zublinzelnd.

„Sire,“ antwortete der Oberjägermeister, „die Frau Gräfin war krank, die Pariserluft bekommt ihr übel, und ist, nach von der Königin erbetenem und erhaltenem Urlaube, heute Nacht mit dem Barone von Meridor, ihrem Vater, abgereiset.“

„Und nach welchem Theile Frankreichs nimmt sie ihren Weg?“ fragte der König, entzückt, eine Gelegenheit zu haben, den Kopf abzuwenden, während die Lohgerber vorüberzogen.

„Nach Anjou, ihrer Heimath, Sire.“

„Der Umstand ist,“ sagte Chicot ernsthaft, „daß die Pariserluft schwangeren Frauen nicht behagt: Gravidis uxoribus Lutetia inclemens. *) Ich rathe Dir, dem

*) „Schwangern Frauen ist Paris unglimpflich.“ D. Ueb.

Beispiele des Grafen nachzuahmen, Heinrich, und auch die Königin irgendwo hinzuschicken, wenn sie es seyn wird ..."

Monsoreau erblaßte, und schaute Chicot wüthend an, der, den Elbogen auf den königlichen Armstuhl, und das Kinn auf seine Hand gestützt, sehr aufmerksam die Bortenwirker zu betrachten schien, welche unmittelbar den Lohgerbern folgten.

„Und wer hat Ihnen gesagt, Herr Grobian, daß die Frau Gräfin schwanger sey?" murmelte Monsoreau.

„Ist sie es nicht?" fragte Chicot; „nur ein noch größerer Grobian, dünkt mir, könnte dieß voraussetzen."

„Sie ist es nicht, mein Herr."

„Ei, ei, ei," versetzte Chicot, „hast Du gehört, Heinrich? Dein Oberjägermeister scheint den nämlichen Fehler begangen zu haben, wie Du; er hat vergessen, die Hemden von Unser Lieben Frau einander zu nähern."

Monsoreau ballte seine Fäuste, und verschluckte seinen Zorn, nachdem er Chicot einen Blick des Hasses und der Drohung zugeschleudert hatte, worauf Chicot statt der Antwort seinen Hut in die Augen drückte, und die dünne und lange Feder, welche seinen Filz umschattete, wie eine Schlange spielen ließ. Der Graf sah, daß der Moment schlecht gewählt sey, und schüttelte den Kopf, wie um von seiner Stirne die Wolken fallen zu machen, mit denen sie umzogen war. Auch Chicot wurde heiter, und ging von seiner prahlerischen Miene zu seinem anmuthigsten Lächeln über.

„Diese arme Gräfin,“ bemerkte er, „ist in der Lage, unterwegs vor Langweile zu Grunde zu gehen.“

„Ich habe dem Könige gesagt,“ versetzte Monsoreau, „daß sie mit ihrem Vater reisete.“

„Es mag seyn; ein Vater ist etwas Achtungswerthes, ich läugne es nicht; aber es ist nichts Unterhaltendes, und wenn sie nur diesen würdigen Baron zu ihrer Zerstreuung unterwegs hätte, aber glücklicherweise . . .“

„Was?“ fragte der Graf rasch.

„Was, was?“ antwortete Chicot.

„Was will das sagen: glücklicherweise?“

„Ah! ah! Sie machten eine Ellipse, *) Herr Graf.“

Der Graf zuckte die Achseln.

„Ich bitte sehr um Vergebung, unser Oberjägermeister. Die fragende Form, deren Sie sich so eben bedient haben, nennt man eine Ellipse. Fragen Sie nur Heinrich, der ein Philolog ist.“

„Ja,“ sagte Heinrich; „aber was bedeutete Dein Nebenwort?“

„Was für ein Nebenwort?“

„Glücklicherweise.“

„Glücklicherweise bedeutete glücklicherweise. Glücklicherweise, sagte ich, und bewunderte damit die Güte Gottes. Glücklicherweise, sagte ich, giebt es jetzt auf den Landstrassen Einige von unsern Freunden, und sogar höchst Kurzweilige, die, wenn sie die Gräfin treffen, sie gewiß zer-

*) Weglassung eines Ausdruckes, der zu einer Redensart leicht hinzugedacht werden kann. D. Ueb.

streuen, und," fügte Chicot bei, „da sie des nämlichen Weges ziehen, ist es wahrscheinlich, daß sie sie treffen werden. O! ich sehe sie von hier aus. Siehst Du sie, Heinrich, Du, der Du ein Mann von Einbildungskraft bist? Siehst Du sie auf einem schönen grünen Wege, ihre Pferde tummelnd, der Frau Gräfin fünfzig lustige Schwänke erzählend, worüber sie sich krank lacht, die liebe Dame?"

Ein zweiter, noch spitzigerer Dolch, als der erste, in die Brust des Oberjägermeisters gebohrt. Es gab jedoch kein Mittel, loszubrechen; der König war da, und Chicot besaß, wenigstens momentan, einen Bundesgenossen an dem Könige; daher fragte er mit einer Leutseligkeit, welche die Anstrengungen bezeugte, die er hatte machen müssen, um seine schlechte Laune zu bewältigen, und Chicot mit Blick und Stimme liebkosend: „Wie?" Sie haben Freunde, die nach Anjou reisen?"

„Sie könnten sogar sagen: wir haben, Herr Graf, denn diese Freunde sind mehr noch Ihre Freunde, als die Meinigen."

„Sie setzen mich in Erstaunen, Herr Chicot," erwiederte der Graf; „ich kenne Niemand, der..."

„Gut! Spielen Sie den Geheimnißv llen."

„Ich schwöre Ihnen."

„Sie haben so gewiß Freunde, Herr Graf, und sie sind Ihnen sogar so liebe Freunde, daß Sie eben jetzt wie ich sah, aus Gewohnheit, denn Sie wissen sehr wohl, daß sie auf dem Wege nach Anjou sind, daß sie eben

jetzt dieselben, aus Gewohnheit, in der Menge vergebens gesucht haben, wohl verstanden?"

„Ich?" fragte der Graf; „Sie haben mich gesehen?"

„Ja, Sie, den Oberjägermeister, den blässesten von allen vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Oberjägermeistern, von Nimrod bis auf Herrn von Autefort, Ihren Vorgänger."

„Herr Chicot."

„Den blässesten, ich wiederhole es: Veritas veritatum. — Dieß ist ein Barbarismus, da es immer nur eine Wahrheit gibt, weil, wenn es deren zwei gäbe, wenigstens eine sich darunter befände, die nicht wahr wäre; aber Sie sind kein Philolog, lieber Herr Esau."

„Nein, mein Herr, ich bin keiner; gerade deßhalb bitte ich Sie, unmittelbar auf jene Freunde zurückzukommen, von denen Sie mit mir sprachen, und mir gefälligst, wenn anders dieses Uebermaß von Einbildungskraft, das man bei Ihnen bemerkt, es Ihnen gestattet, diese Freunde bei ihren wahren Namen zu nennen."

„Ei, Sie wiederholen immer die nämliche Sache. Suchen Sie, Herr Oberjägermeister! Morbleu, suchen Sie; es ist ihr Gewerbe, die Thiere zu umgehen, wie jener unglückliche Hirsch bezeugt, den Sie heute früh gestört haben, und der dieß von Ihrer Seite nicht erwarten mochte. Wenn man käme, Sie am Schlafen zu hindern, wären Sie zufrieden?"

Monsoreau's Augen schweiften mit Schrecken über

Heinrich's Umgebung hin. „Wie," rief er aus, als er einen Platz neben dem Könige leer sah.

„Gehen Sie doch," sagte Chicot.

„Der Herr Herzog von Anjou," rief der Oberjägermeister.

„Ho, ha, ho! Ho, ha, ho!" sagte der Gascognier, „das Thier ist aufgejagt."

„Er ist heute abgereiset!" rief der Graf.

„Er ist heute abgereiset," versetzte Chicot, „aber es ist möglich, daß er gestern Abends abgereiset sey. Sie sind kein Philolog, mein Graf; fragen Sie doch den König, der einer ist. Wann, das heißt: zu welcher Zeit, ist Dein Bruder verschwunden, Heinrichchen?"

„Heute Nacht," antwortete der König.

„Der Herzog, der Herzog ist abgereiset!" murmelte Monsoreau blaß und zitternd. „Ah! mein Gott! mein Gott! was sagen Sie mir da, Sire?"

„Ich sage nicht," entgegnete der König, „daß mein Bruder abgereiset sey; ich sage nur, daß er heute Nacht verschwunden ist, und daß seine besten Freunde nicht wissen, wo er sich befindet."

„O!" sagte der Graf zornig, „wenn ich dieß glaubte!"

„Nun denn! Nun denn! was würden Sie thun? übrigens sehe man doch ein wenig das große Unglück, wenn er der Frau von Monsoreau einige Artigkeiten sagen würde! Unser Freund Franz ist der Courschneider der Familie; er war es für den König Karl IX. zur Zeit, da König Karl IX. lebte; er ist es für den Kö-

nig Heinrich III., der etwas Anderes zu thun hat, als galant zu seyn; was Teufels, es ist wohl das Geringste daß es am französischen Hofe einen Prinzen giebt, der den französischen Geist repräsentirt."

„Der Herzog, der Herzog fortgereiset," wiederholte Monsoreau; „wissen Sie es gewiß, mein Herr?"

„Und Sie?" fragte Chicot.

Der Oberjägermeister kehrte sich noch einmal gegen den gewöhnlich vom Herzoge neben seinem Bruder eingenommenen Platz, welcher noch immer unbesetzt war.

„Ich bin verloren," murmelte er mit einer so markirten Bewegung, zu fliehen, daß Chicot ihn zurückhielt.

„Halten Sie sich doch ruhig, mordieu! Sie weichen immer von der Stelle, und dieß macht dem Könige Herzweh. Mort de ma vie! ich möchte wohl an der Stelle Ihrer Frau seyn, wär's auch nur, um täglich einen Prinzen mit zwei Nasen zu sehen, und Herrn Aurilly zu hören, der die Laute schlägt, wie der selige Orpheus. Welche glückliche Aussicht Ihre Frau hat, welche glückliche Aussicht!"

Monsoreau bebte vor Zorn.

„Ganz sachte, Herr Oberjägermeister," fuhr Chicot fort, „verbergen Sie doch Ihre Freude; da beginnt die Sitzung, sehen Sie; es ist unschicklich, seine Leidenschaften so kund zu geben; hören Sie die Thronrede des Königs!"

Der Oberjägermeister mußte an seinem Platze bleiben; denn in der That hatte der Saal des Louvre

nach und nach sich gefüllt; er verweilte also regungslos, und in der Haltung des Ceremoniells. Die ganze Versammlung hatte Platz genommen, und der eben eingetretene Herr von Guise das Knie vor dem Könige gebogen, nicht ohne gleichfalls einen Blick besorgten Erstaunens auf dem vom Herzoge von Anjou unbesetzt gelassenen Stuhl zu werfen.

Der König erhob sich. Die Herolde geboten Stille.

„Meine Herren," sprach der König inmitten der tiefsten Stille, und nach gewonnener Ueberzeugung, daß die durch einen Posten von zehn Schweizern von ihrer Wache abgelöseten Herren von Epernon, Schomberg, Maugiron und Quélus, wieder zu ihm gekommen waren und hinter ihm standen, „meine Herren, ein König, so zu sagen zwischen den Himmel und die Erde gestellt, hört gleichmäßig die Stimmen, welche von Oben kommen, und die Stimmen, welche von Unten kommen, nämlich: das was Gott befiehlt, und das, was sein Volk verlangt. Dieß ist eine Bürgschaft für alle meine Unterthanen, und ich begreife es eben so vollkommen, als die Verbündung aller in einen einzigen Bündel vereinigten Gewalten, um den katholischen Glauben zu vertheidigen. Daher genehmige ich den Rath, welchen uns mein Vetter von Guise gegeben hat. Ich erkläre also die heilige Ligue auf gesetzliche Weise ermächtiget und gestiftet, und da es sich gebührt, daß ein so großer Leib einen guten und mächtigen Kopf habe, da daran gelegen ist, daß der Anführer, berufen, die Kirche zu

stützen, einer von den eifrigsten Söhnen der Kirche, und dieser Eifer ihm durch seine Natur und seine Stelle selbst auferlegt sey, wähle ich einen christlichen Prinzen, um ihn an die Spitze der Ligue zu setzen, und erkläre, daß fortan dieser Anführer heißen wird . . ."

Der König machte absichtlich eine Pause. Der Flug einer Mücke wäre inmitten der allgemeinen Regungslosigkeit ein Ereigniß gewesen. Heinrich wiederholte:

„Und ich erkläre, daß dieser Anführer heißen wird: Heinrich von Valois, König von Frankreich und Polen."

Diese Worte aussprechend, hatte Heinrich die Stimme mit einer gewissen Schaustellung gehoben, zum Zeichen des Triumphes, und um den Enthusiasmus seiner zum Losbrechen bereiten Freunde zu entflammen, wie auch um die Vernichtung der Liguisten zu vollenden, deren dumpfes Murren die Unzufriedenheit, das Erstaunen und den Schrecken verrieth. Der Herzog von Guise war wie vom Donner getroffen; dicke Schweißtropfen rieselten von seiner Stirne, er wechselte einen Blick mit dem Herzoge von Mayenne und mit dem Cardinale, seinem Bruder, welche inmitten von zwei Anführergruppen standen, der Eine zu seiner Rechten, der Andere zu seiner Linken.

Monsoreau, über die Abwesenheit des Herzogs von Anjou erstaunter als jemals, begann sich zu beruhigen, der Worte Heinrichs III. eingedenk. In der That konnte der Herzog ohne Abreise verschwunden seyn. Der

Cardinal verließ ohne Aufsehen die Gruppe, worin er sich befand, und schlich sich zu seinem Bruder hin.

„Franz" flüsterte er ihm in's Ohr, „entweder täusche ich mich, oder wir sind hier nicht mehr in Sicherheit. Eilen wir, uns zu verabschieden, denn das Volk ist wankelmüthig, und der König, den es gestern verfluchte, wird auf einige Tage sein Abgott werden."

„Es mag seyn," erwiederte Mayenne, „gehen wir. Erwarten Sie unsern Bruder hier, ich will den Rückzug vorbereiten."

„Gehen Sie."

Inzwischen hatte der König zuerst die Urkunde unterzeichnet, welche auf dem Tische schon fertig lag, zum Voraus von Herrn von Morvilliers entworfen, der einzigen Person, welche, mit der Königin-Mutter, des Geheimnisses kundig war; dann mit jenem spaßhaften Tone, den er gelegentlich so gut anzunehmen wußte, näselnd zu Herrn von Guise gesagt: „Unterzeichnen Sie doch, mein schöner Vetter."

Und er reichte ihm die Feder. Dann den Platz zur Unterschrift mit dem Finger ihm bezeichnend, fügte er bei: „Da, da, unter mir. Nun geben Sie die Feder dem Herrn Cardinale und dem Herrn Herzoge von Mayenne."

Aber der Herzog von Mayenne befand sich schon am Fuße der Treppe, und der Cardinal im andern Zimmer. Der König bemerkte ihre Abwesenheit. „Dann geben Sie die Feder dem Herrn Oberjägermeister," sagte er.

Der Herzog unterzeichnete, gab die Feder dem Oberjägermeister, und machte eine Bewegung, sich zu entfernen.

„Warten Sie," sagte der König.

Und während Quélus mit einer spöttischen Miene die Feder wieder von der Hand des Herrn von Monsoreau empfing, und nicht nur der ganze anwesende Adel, sondern auch alle zu diesem großen Ereignisse berufenen Vorsteher der Corporationen sich anschickten, unterhalb des Namens des Königs und auf fliegenden Blättern zu unterzeichnen, denen die verschiedenen Register angereiht werden sollten, in die am vorigen Tage Jedermann, groß oder klein, adelig oder gemein, seinen Namen mit beliebigen Buchstaben einschreiben gekonnt hatte, während dieser Zeit sagte der König zum Herzoge von Guise. „Mein Vetter, es war Ihre Absicht, glaub' ich, zum Schutze unserer Hauptstadt eine gute Armee mit allen Kräften der Ligue auf die Beine zu bringen? Die Armee ist fertig, und zuträglich fertig, weil der natürliche General der Pariser der König ist."

„Gewiß, Sire," antwortete der Herzog', ohne allzu genau zu wissen, was er sagte.

„Aber ich vergesse nicht," fuhr der König fort, „daß ich eine andere Armee zu commandiren habe, und daß dieses Commando mit Recht dem ersten Kriegsmanne des Königreiches gebührt. Während ich die Ligue commandiren werde, geben Sie also zum Commando der Armee ab, mein Vetter."

„Und wann soll ich abreisen?" fragte der Herzog.

„Auf der Stelle," antwortete der König.

„Heinrich, Heinrich," sagte Chicot, den die Etikette verhinderte, auf den König loszugehen, um ihn mitten in der Rede zu unterbrechen, wozu er gute Lust hatte. Da aber der König ihn nicht gehört, und wenn er ihn gehört, doch nicht verstanden hätte, näherte er sich unter vielen Verbeugungen, eine ungeheuere Feder in der Hand haltend, und sich Bahn machend, bis er bei dem Könige stand.

„Du wirst schweigen, hoff' ich, doppelter Dummkopf," sagte er ganz leise zu ihm. Aber es war schon zu spät. Der König wie wir gesehen, hatte dem Herzoge von Guise seine Ernennung bereits angekündiget, und übergab ihm sein zum Voraus unterzeichnetes Patent, und zwar trotz aller Geberden und Grimmassen des Gascogniers. Der Herzog von Guise nahm sein Patent und ging fort. Der Cardinal erwartete ihn an der Thüre des Saales, und der Herzog von Mayenne erwartete Beide am Thore des Louvre. Sie schwangen sich alsogleich auf ihre Pferde, und bevor zehn Minuten verflossen, waren alle Drei außerhalb Paris. Der Rest der Versammlung entfernte sich nach und nach. Die Einen riefen: „Es lebe der König!" die Andern riefen: „Es lebe die Ligue!"

„Wenigstens," sagte Heinrich lachend, „hab' ich ein großes Problem gelöset."

„Ja, ja," murmelte Chicot, „Du bist ein tüchtiger Mathematiker, geh!"

„Allerdings," versetzte der König; „da ich alle diese Schurken dahingebracht habe, zwei entgegengesetzte Rufe zu machen, ist es mir gelungen, sie zu nöthigen, das Nämliche zu rufen."

„Sta bene! *)" sagte die Königin-Mutter zu Heinrich, ihm die Hand drückend.

„Glaub dieß und trink Milch," bemerkte der Gascognier; „sie wüthet, ihre Guisen sind vom Schlage fast plattgedrückt."

„O! Sire, Sire," riefen die Günstlinge aus, tumultuarisch dem Könige sich nähernd, „welchen herrlichen Einfall haben Sie da gehabt."

„Sie glauben, daß ihnen das Geld wie Manna regnen werde," flüsterte Chicot in das andere Ohr des Königs.

Heinrich wurde im Triumphe in seine Gemächer zurückgeführt; inmitten des Cortége, der den König geleitete und ihm folgte, spielte Chicot die Rolle des antiken Lästerers, indem er seinen Gebieter mit seinen Wehklagen verfolgte. Diese Beharrlichkeit Chicot's, den Halbgott des Tages zu erinnern, daß er nur ein Mensch sey, fiel dem Könige so sehr auf, daß er Jedermann entließ, und allein mit Chicot blieb.

„Ah!" sagte Heinrich, sich zum Gascognier umkehrend, „wissen Sie, daß Sie nie zufrieden sind, Meister Chicot, und daß dieß überlästig wird? Was Teufels!

*) „Es steht gut." D. Ueb.

ich verlange kein Wohlgefallen von Ihnen, sondern nur gesunden Menschenverstand."

„Du hast Recht, Heinrich," versetzte Chicot, „denn dessen bedarfst Du am meisten."

„Gestehe wenigstens ein, daß der Streich gut gespielt ist."

„Gerade dieß kann ich nicht eingestehen."

„Ah! Du bist eifersüchtig, Herr König von Frankreich?"

„Ich? Gott bewahre mich! Ich würde meine Eifersuchtsgegenstände besser wählen."

„Corbleu! Herr Glossenmacher! . . ."

„O! welche grimmige Eigenliebe!"

„Laß hören, bin ich König der Ligue, oder nicht."

„Gewiß, und zwar unstreitig, Du bist es. Aber . ."

„Was aber?"

„Aber Du bist nicht mehr König von Frankreich."

„Und wer ist denn König von Frankreich?"

„Jedermann, Dich ausgenommen, Heinrich, zuvörderst Dein Bruder."

„Mein Bruder? Von wem willst Du sprechen?"

„Vom Herrn von Anjou, parbleu."

„Den ich gefangen halte."

„Ja, denn obwohl ein Gefangener, ist er gesalbt, und Du bist es nicht."

„Von wem ist er gesalbt?"

„Vom Cardinale von Guise; wahrhaftig, Heinrich, ich rathe Dir, je wieder von Deiner Polizei zu sprechen;

man salbt einen König in Paris vor dreiunddreißig Personen mitten in der Kirche Saint-Geneviève, und Du weißt es nicht."

„Potztausend, und Du weißt es, Du?"

„Freilich weiß ich es."

„Und wie kannst Du das wissen, was ich nicht weiß?"

„Ah! weil Du Deine Polizei von Herrn von Morvilliers besorgen lässest, und ich meine Polizei selbst besorge."

Der König runzelte die Stirne.

„Wir haben also schon als König von Frankreich, ohne Heinrich von Valois zu rechnen, Franz von Anjou, dann haben wir noch, warte doch," sagte Chicot, indem er zu suchen sich die Miene gab, „haben wir noch den Herzog von Guise."

„Ein sauberer König, wahrhaftig, den ich verbanne, den ich zur Armee schicke."

„Schön! wie wenn man Dich nicht nach Polen verbannt hätte; wie wenn es von der Charité zum Louvre nicht näher wäre, als von Krakau nach Paris! Ah! es ist wahr, daß Du ihn zur Armee schickest; darin liegt die Feinheit des Streiches, die Gewandtheit des Stoßes; Du schicktest ihn zur Armee, das heißt: daß Du dreißigtausend Mann unter seine Befehle stellest, und welche Armee! ventre de biche!... eine wahre Armee... keine, wie Deine Armee der Ligue... nein, nein... eine Armee von Bürgern ist gut für Heinrich

von Valois, König der Lieblinge; Heinrich von Guise muß eine Armee von Soldaten haben, und von was für Soldaten? von abgehärteten, gestählten, durch die Kanone gebräunten, im Stande, zwanzig Liguearmeen zu verschlingen, so daß, wenn Heinrich von Guise, der That nach König, eines Tages den dummen Einfall hätte, es dem Namen nach zu werden, nur seine Trompeten gegen die Hauptstadt wenden und rufen dürfte: „Vorwärts! Laßt uns mit einem Schlucke Paris verschlingen, und Heinrich von Valois und das Louvre dazu, sie es thun würden, die Schlingel, ich kenne sie."

„Sie vergessen nur einen Umstand in Ihrer Beweisführung, berühmter Politiker, der Sie sind," erwiederte Heinrich.

„Ah ja! das ist möglich, vorzüglich wenn das, was ich vergesse, ein vierter König ist."

„Nein; Sie vergessen," entgegnete Heinrich mit höchster Geringschätzung, „daß man, um an die Herrschaft über Frankreich zu denken, wenn ein Valois die Krone trägt, ein wenig zurückschauen, und seine Ahnen zählen muß. Ein solcher Gedanke mag dem Herrn von Anjou kommen, das geht noch an; es kann dabei Kampf und Ausschlag zwischen uns geben, denn zwischen uns ist's eine Frage der Erstgeburt, und weiter nichts. Aber Herr von Guise . . . gehen Sie doch, Meister Chicot, studiren Sie die Wappenkunst, unser Freund, und sagen Sie uns, ob die Lilien von Frankreich nicht von besse-

rer Abkunft sind, als die schnabel- und fußlosen Vögel von Lothringen."

„Ei! ei!" sagte Chicot, „gerade darin liegt der Irrthum."

„Wie? Wo ist der Irrthum?"

„Allerdings. Herr von Guise ist von besserer Abkunft, als Du glaubst, geh."

„Von besserer Abkunft vielleicht, als ich?" fragte Heinrich lächelnd.

„Da ist von keinem Vielleicht die Rede, mein kleines Heinrichchen."

„Sie sind ein Narr, Herr Chicot."

„Ei, dieß ist mein Titel."

„Aber ich sage: ein wirklicher Narr; ich sage: ein Narr, den man binden sollte. Lernen Sie lesen, mein Freund!"

„Nun denn, Heinrich," versetzte Chicot, „Du, der Du lesen kannst, der Du nicht nöthig hast, in die Schule zurückzukehren, wie ich, lies dieß ein wenig!"

Und Chicot zog aus seinem Busen das Pergament, auf welches Nicolas David die uns bekannte Genealogie geschrieben hatte, die nämliche, welche, vom Papste gutgeheißen, aus Avignon zurückgekommen war, und Heinrich von Guise von Karl dem Großen abstammen ließ. Heinrich erblaßte, sobald er die Augen auf das Pergament geworfen, und neben der Unterschrift des Legaten das Siegel des heiligen Petrus erkannt hatte.

„Was sagst Du dazu, Heinrich?“ fragte Chicot; „die Lilien sind ein wenig in die Ferne gerückt worden, he? Ventre de biche, die schnabel- und fußlosen Vögel scheinen mir eben so hoch fliegen zu wollen, als Cäsars Adler; nimm Dich in Acht, mein Sohn!“

„Aber durch welches Mittel hast Du Dir diese Genealogie verschafft?“

„Beschäftige ich mich mit solchen Sachen? Sie ist ganz allein zu mir gekommen.“

„Aber wo war sie, bevor sie zu Dir kam?“

„Unter dem Kopfpfühle eines Advokaten.“

„Und wie heißt dieser Advokat?“

„Meister Nicolas David.“

„Wo war er?“

„In Lyon.“

„Und wer hat sie in Lyon unter dem Kopfpfühle dieses Advokaten genommen?“

„Einer von meinen Freunden.“

„Was thut dieser Freund?“

„Er predigt.“

„Er ist also ein Mönch?“

„So ist's.“

„Und wie heißt er?“

„Gorenflot.“

„Wie!“ rief Heinrich aus, „dieser abscheuliche Liguist, der jene mordbrennerische Rede zu Sainte-Geneviève gehalten hat, und gestern auf den Straßen von Paris mich beschimpfte?“

„Du erinnerst Dich an die Geschichte von Brutus, der den Wahnsinnigen spielte ...“

„Dein Stiftsherr von der Congregation der heiligen Genovefa, ist sohin ein tiefer Politiker?“

„Haben Sie von Herrn Machiavelli sprechen hören, dem Sekretäre der Republik Florenz; Ihre Großmutter ist seine Schülerin.“

„Er hat also dem Advokaten diese Urkunde entwendet?“

„Ah! warum nicht gar entwendet; er hat sie ihm mit Gewalt genommen?“

„Dem Nicolas David, diesem Raufer?“

„Dem Nicolas David, diesem Raufer!“

„Dein Mönch ist demnach tapfer?“

„Wie Bayard.“

„Und warum ist er nach der Ausführung dieses schönen Streiches noch nicht vor mir erschienen, um seine Belohnung zu empfangen?“

„Er ist demüthig in sein Kloster zurückgekehrt, und verlangt sonst nichts, als daß man vergesse, daß er es verlassen habe.“

„Er ist also bescheiden?“

„Wie der heilige Crispinus.“

„Chicot, so wahr ich ein Edelmann bin, Dein Freund wird die erste erledigte Abtei bekommen,“ sagte der König.

„Ich danke für ihn, Heinrich.“

Dann sagte Chicot bei sich: „Meiner Treue, da

steht er nun zwischen Mayenne und Valois, zwischen einem Stricke und einer Pfründe; wird er gehenkt, wird er Abt werden? Der müßte sehr fein seyn, der es sagen könnte. Jedenfalls muß er, wenn er noch schläft, in diesem Augenblicke drollige Träume haben."

Zehntes Kapitel.

Eteocles[1]) und Polynices.[2])

Dieser Tag der Ligue endete tumultarisch und glänzend, wie er begonnen hatte. Die Freunde des Königs freuten sich; die Prediger der Ligue bereiteten sich, Bruder Heinrich heilig zu sprechen, und unterhielten sich, wie man es ehedem wegen des heiligen Mauritius gethan, mit den großen Kriegsthaten von Valois, dessen Jugend so strahlend gewesen war. Die Günstlinge sagten: endlich ist der Löwe erwacht. Die Liguisten sagten; endlich hat der Fuchs die Falle gewittert. Und da der Hauptcharacterzug der französischen Nation die

---

[1]) u. [2]) Zwei Brüder von Oedipus mit seiner Mutter Jokasta erzeugte Söhne. Der Verabredung gemäß sollte Eteocles mit seinem Bruder Polynices ein Jahr um's andere in Theben regieren; aber Eteocles erfüllte diese Bedingung nicht; daher entstand der sogenannte Thebanische Krieg. Endlich geriethen beide Brüder in einen Zweikampf, und blieben Beide todt auf dem Platze.

D. Ueb.

Eigenliebe ist, und die Franzosen keine Anführer von untergeordneter Intelligenz lieben, freuten sich die Verschwörer selbst, vom Könige überlistet zu seyn. Freilich hatten die Vornehmsten unter ihnen sich in Sicherheit begeben. Die drei Lothringischen Prinzen, wie wir sehen, hatten mit verhängten Zügeln Paris verlassen, und ihr Hauptagent, Herr von Monsoreau, wollte über die Schwelle des Louvre treten, um seine Anstalten zur Abreise zu treffen, zu dem Zwecke, den Herzog von Anjou wieder einzuholen. Doch in dem Momente, da er den Fuß auf die Schwelle setzen wollte, näherte sich ihm Chicot. Das Palais war von den Liguisten geräumt; der Gascognier fürchtete nichts mehr für seinen König.

„Wohin gehen Sie denn so eilig, Herr Oberjägermeister?“ fragte er.

„Zu Seiner Hoheit,“ antwortete der Graf lakonisch.

„Zu Seiner Hoheit?“

„Ja! Monseigneur erregen mir Besorgniß. Wir leben in keiner Zeit, wo Prinzen ohne gutes Gefolge sich auf den Weg machen können.“

„O! dieser ist so muthig,“ sagte Chicot, „daß er es bis zur Verwegenheit treibt.“

Der Oberjägermeister schaute den Gascognier an.

„Jedenfalls,“ sagte dieser zu jenem, „wenn Sie besorgt sind, bin ich es noch weit mehr.“

„Für wen?“

„Immer für die nämliche Hoheit.“

„Warum?“

„Sie wissen nicht, was man sagt?“

„Sagt man nicht, daß er abgereiset sey?“ fragte der Graf.

„Man sagt, daß er todt sey,“ flüsterte der Gascognier ganz leise dem Grafen in's Ohr.

„Bah!“ versetzte Monsoreau mit einem Tone des Erstaunens, dem es an einer gewissen Freude nicht gebrach! „Sie sagten, daß er unterwegs sey.“

„Ei! man hatte mir's weiß gemacht. Ich bin so leichtgläubig, daß ich alle derben Lügen glaube, die man mir erzählt; aber jetzt, sehen Sie, hab' ich allen Grund zu glauben, daß der arme Prinz, wenn er sich auf dem Wege befindet, dieß auf dem Wege in die andere Welt ist.“

„Nun, was veranlaßt Sie zu solchen Grabgedanken?“

„Er ist gestern in das Louvre gegangen, nicht wahr?“

„Allerdings, weil ich selbst mit ihm dahin gegangen bin.“

„Wohlan! Man hat ihn nicht herauskommen sehen.“

„Aus dem Louvre?“

„Nein.“

„Aber Aurilly?“

„Verschwunden!“

„Aber seine Leute?“

„Verschwunden! Verschwunden! Verschwunden!“

„Das ist ein Spaß, nicht wahr, Herr Chicot?“ fragte der Oberjägermeister.

„Fragen Sie!“

„Wen?"

„Den König."

„Seine Majestät frägt man nicht."

„Bah! man muß es nur darnach anstellen."

„Nein," sagte der Graf, „in einem solchen Zweifel kann ich nicht verweilen." Und Chicot verlassend, oder vielmehr ihm voranschreitend, schlug er den Weg nach dem Cabinete des Königs ein.

„Seine Majestät waren so eben ausgegangen.

„Wohin ist der König gegangen?" fragte der Oberjägermeister; „ich muß ihm über gewisse Aufträge, die er mir ertheilt hat, Rechenschaft geben."

„Zum Herrn Herzoge von Anjou," antwortete ihm der Gefragte.

„Zum Herrn Herzoge von Anjou!" sagte der Graf zu Chicot; „der Prinz ist also nicht todt?"

„Ah!" entgegnete Chicot, „meiner Meinung nach ist er nicht viel besser daran."

Dießmal verwirrten sich die Gedanken des Oberjägermeisters völlig; es wurde zur Gewißheit, daß Herr von Anjou das Louvre nicht verlassen hatte. Gewisse Gerüchte, die er vernahm, gewisse Bewegungen der Dienerschaft, bestätigten ihm die Wahrheit. Nun aber, der eigentlichen Ursachen der Abwesenheit des Prinzen unkundig, setzte ihn diese Abwesenheit, in einem so entscheidenden Augenblicke, in das grenzenloseste Erstaunen.

Der König war wirklich zu dem Herzoge von Anjou gegangen; aber da der Graf, ungeachtet seines innigen

Wunsches, zu erfahren, was bei dem Prinzen vorfiel, nicht zu ihm hineindringen konnte, mußte er Nachrichten im Corridor erwarten. Wir haben gesagt, daß die vier Lieblinge, um der Sitzung beizuwohnen, sich von Schweizern ablösen ließen; aber alsogleich nach beendigter Sitzung, trotz der Langweile, die ihnen die Wache veranlaßte, auf welche sie bei dem Prinzen zogen, hatte der Wunsch, Seine Hoheit durch die Erzählung vom Triumphe des Königs zu ärgern, den Sieg über die Langweile davon getragen, und sie bewogen, ihren Posten wieder zu übernehmen, Schomberg und von Epernon im Salon, Maugiron und Quélus unmittelbar im Zimmer Seiner Hoheit. Franz seinerseits langweilte sich tödtlich ob dieser schrecklichen Langweile, durch Besorgnisse verdoppelt, und, man muß es gestehen, die Unterhaltung dieser Herren war nicht geeignet, ihn zu zerstreuen.

„Siehst Du," sagte Quélus zu Maugiron von einem Ende des Zimmers zum andern, und wie wenn der Prinz gar nicht da gewesen wäre, „siehst Du, Maugiron, erst seit einer Stunde beginne ich unsern Freund Valois zu würdigen; er ist wahrhaftig ein großer Politiker."

„Erkläre Deine Aeußerung," erwiederte Maugiron, indem er in einem Langstuhle sich's bequem machte.

„Der König hat ganz laut von der Verschwörung gesprochen; er hat sie also verhehlt; wenn er sie verhehlte, geschah's, weil er sie fürchtete; wenn er ganz

laut davon gesprochen hat, so geschah's, weil er sie nicht mehr fürchtet."

„Logisch!" entgegnete Maugiron.

„Wenn er sie nicht mehr fürchtet, wird er sie bestrafen; Du kennst Valois; er glänzt gewiß durch eine große Zahl von guten Eigenschaften, aber seine wiederstrahlende Person ist hinsichtlich der Gnade ziemlich finster."

„Zugegeben."

„Nun aber, wenn er die erwähnte Verschwörung bestraft, so wird es durch einen Prozeß geschehen; wenn es einen Prozeß giebt, so werden wir, ohne uns zu stören, eine zweite Darstellung der Geschichte von Amboise genießen."

„Ein schönes Schauspiel, morbleu!"

„Ja, und worin unsere Plätze zum Voraus bezeichnet sind, woferne ..."

„Laß hören Dein Woferne ..."

„Woferne ... was auch möglich i st ... woferne man wegen der Stellung der Angeklagten, die gerichtlichen Formen nicht bei Seite läßt, und die Sache nicht unter dem Kaminmantel, wie man sagt, abgethan wird."

„Ich bin der letzteren Ansicht," sagte Maugiron; „Familiensachen werden gewöhnlich auf solche Art behandelt, und diese letztere Verschwörung ist eine wahre Familiensache."

Aurilly warf dem Prinzen einen besorgten Blick zu.

„Meiner Treue," äußerte Maugiron, „ich weiß et-

was; nämlich, daß ich an des Königs Stelle die großen Köpfe nicht verschonen würde, weil sie, in Wahrheit, doppelt strafbarer sind, als die Andern, daß sie eine Verschwörung anzuzetteln sich erlauben; diese Herren wähnen, jede Verschwörung sey ihnen erlaubt. Ich sage also, Einige müßten mir übel wegkommen, Einer vorzüglich, aber hier, zwischen vier Wänden; dann würde ich das ganze Geschmeiß ersäufen. Die Seine ist vor Nesle tief, und an des Königs Stelle, auf mein Ehrenwort! könnte ich der Versuchung nicht widerstehen."

„In diesem Falle," versetzte Quélus, „glaub' ich, es möchte nicht übel seyn, die famose Erfindung der Säcke wieder in's Leben zu rufen."

„Und was für eine Erfindung war dieß?" fragte Maugiron.

„Ein königlicher Einfall, der ungefähr von 1350 datirt; die Sache war so: man steckte einen Menschen in Gesellschaft von drei oder vier Katzen in einen Sack, und warf dann Alles in's Wasser. Die Katzen, welche die Feuchtigkeit nicht leiden können, fühlten sich nicht sobald in der Seine, als sie wegen des ihnen begegneten Unfalles den Menschen hernahmen; dann gingen in diesem Sacke Dinge vor, die man leider nicht sehen konnte."

„In Wahrheit," versetzte Maugiron, „Du bist ein Brunnen von Wissenschaft, Quélus, und was Du sprichst, ist sehr interessant."

„Man könnte diese Erfindung nicht auf die Chef's

anwenden; die Chef's haben immer das Recht, die Begünstigung der Enthauptung auf öffentlichem Platze zu verlangen, oder der Ermordung in irgend einem Winkel. Aber wie Du sagtest, dem Geschmeiße, und unter dem Geschmeiße verstehe ich die Lieblinge, die Stallmeister, die Haushofmeister, die Lautenschläger . . ."

„Meine Herren," stotterte Aurilly bleich vor Schrecken."

„Antworte doch nicht, Aurilly," sagte Franz, „dieß kann nicht gegen mich, und folglich nicht gegen mein Haus, gerichtet seyn; Prinzen von Geblüt verspottet man in Frankreich nicht."

„Nein, man behandelt sie ernsthafter," bemerkte Quélus, „man schlägt ihnen den Kopf ab; Ludwig XI. machte es schon so, der große König! wir haben das Beispiel an Herrn von Nemours."

So weit waren die Lieblinge mit ihrem Gespräche, als man im Salon Geräusch hörte, die Thüre des Gemaches aufging, und der König auf der Schwelle erschien.

Franz stand auf. „Sire," rief er aus, „ich wende mich an Ihre Gerechtigkeit wegen der unwürdigen Behandlung, die ich von Ihren Leuten erdulden muß."

Aber Heinrich schien seinen Bruder weder gesehen noch gehört zu haben. „Guten Morgen, Quélus," sagte Heinrich, seinen Günstling auf beide Wangen küssend; „guten Morgen, mein Kind, Dein Anblick erfreuet meine Seele; und wie geht's Dir, mein armer Maugiron?"

„Ich langweile mich zum Sterben," antwortete Maugiron; „ich hatte geglaubt, als ich es übernahm, Ihren Bruder zu bewachen, Sire, es wäre ergötzlicher, als es ist. Pfui! der langweilige Prinz! Ist er wohl der Sohn von Ihrem Vater und von Ihrer Mutter?"

„Sire, Sie hören es," sagte Franz; „liegt es denn in Ihren königlichen Absichten, daß man Ihren Bruder so beschimpft?"

„Stille, mein Herr," erwiederte Heinrich, ohne sich umzuwenden, „ich liebe es nicht, daß meine Gefangenen sich beklagen."

„Ein Gefangener so sehr es Ihnen gefallen mag, aber dieser Gefangene ist deßhalb nicht minder..."

„Der Titel, den Sie anrufen, ist gerade derjenige, der Sie in meinem Innern in's Verderben stürzt. Mein strafbarer Bruder ist doppelt strafbar."

„Aber wenn er es nicht ist?"

„Er ist's!"

„Wegen welches Verbrechens?"

„Mir mißfallen zu haben, mein Herr."

„Sire," entgegnete Franz gedemüthiget, „bedürfen unsere Familienzwiste der Zeugen?"

„Sie haben Recht. Meine Herren, lassen Sie mich also einen Augenblick mit Monsieur meinem Bruder sprechen."

„Sire," sagte Quélus ganz leise, „es ist von Eurer Majestät nicht vorsichtig gehandelt, zwischen zwei Feinden zu bleiben."

„Ich führe Aurilly fort,“ flüsterte Maugiron in das andere Ohr des Königs.

Die beiden Edelleute führten Aurilly fort, vor Neugier brennend und zugleich vor Besorgniß sterbend.

„Wir sind also allein,“ sagte der König.

„Ich erwartete mit Ungeduld diesen Augenblick, Sire.“

„Und ich auch; ah! Sie wollen nach meiner Krone greifen, mein würdiger Eteocles, ah! Sie machten sich aus der Ligue ein Mittel, und wählten den Thron zum Zwecke. Ah! man salbte Sie in einem Winkel von Paris, in einer abgelegenen Kirche, um Sie plötzlich, ganz leuchtend von heiligem Oele, den Parisern zu zeigen.“

„Ach!“ erwiederte Franz, der den Zorn des Königs allmälig steigen fühlte, „Eure Majestät lassen mich nicht sprechen.“

„Wozu?“ versetzte Heinrich, „um zu lügen, oder wenigstens um mir Dinge zu sagen, die ich eben so gut weiß, als Sie; doch nein, Sie würden lügen, mein Bruder; denn das Geständniß dessen, was Sie gethan haben, wäre das Geständniß, daß Sie den Tod verdienen! Sie würden lügen, und dieß wäre eine Schmach, die ich Ihnen erspare.“

„Mein Bruder, mein Bruder,“ sagte Franz, ganz außer sich, „ist's denn Ihre Absicht, mich mit Beschimpfungen zu überhäufen?“

„Dann, wenn das, was ich Ihnen sage, für be-

schimpfend gelten kann, lüge ich, und ich verlange nichts Besseres in diesem Falle, als zu lügen. Nun, sprechen Sie, sprechen Sie, ich höre Sie an; zeigen Sie Uns, daß Sie kein Treuloser, und, was noch schlimmer ist, kein Ungeschickter sind."

„Ich weiß nicht, was Eure Majestät sagen wollen, und Sie scheinen sich's zur Aufgabe gemacht zu haben, in Räthseln mit mir zu sprechen."

„Dann will ich Ihnen meine Worte erklären," rief Heinrich mit einer drohungsvollen, in die Ohren von Franz gellenden Stimme: „ja, Sie haben gegen mich conspirirt, wie Sie ehedem gegen meinen Bruder Karl conspirirt haben; nur geschah's ehedem zum Vortheile des Königs von Navarra, jetzt zum Vortheile des Herzogs von Guise. Ein sauberes Projekt, das ich bewundere, und welches Ihnen eine glänzende Stelle in der Geschichte der Usurpatoren angewiesen hätte. Es ist wahr, daß Sie ehedem wie eine Schlange krochen, und jetzt beissen wollen, wie ein Löwe; nach der Treulosigkeit die offene Gewalt, nach dem Gifte der Degen."

„Das Gift! Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?" rief Franz bleich vor Wuth aus, und, wie jener Eteocles, mit welchem Heinrich ihn verglichen hatte, einen Platz suchend, wo er Polynices mit seinen Flammenblicken, in Ermangelung des Schwertes und des Dolches, durchbohren könnte. „Welches Gift?"

„Das Gift, womit Du Deinen Bruder Karl ermordet hast; das Gift, welches Du für Heinrich

von Navarra, Deinen Bundesgenossen, bestimmtest. Geh doch, jenes verhängnißvolle Gift ist bekannt; unsere Mutter hat schon so oft davon Gebrauch gemacht. Ohne Zweifel hast Du deßhalb, in Bezug auf mich, darauf verzichtet; deßhalb hast Du das Ansehen eines Feldherrn Dir verschaffen wollen, als Commandant der Milizen der Ligue. Aber schau mir wohl in's Gesicht, Franz," fuhr Heinrich fort, indem er einen drohenden Schritt gegen seinen Bruder machte, „und sey wohl überzeugt, daß ein Mann von Deinem Gelichter niemals einen Mann von meinem Schlage tödten wird.

Franz wankte unter der Last dieses schrecklichen Angriffes; aber ohne Rücksichten, ohne Bamherzigkeit für seinen Gefangenen, sprach der König weiter: „Der Degen! der Degen! Ich möchte Dich wohl, den Degen in der Hand, in diesem Zimmer allein mit mir sehen. Ich habe Dich schon an List überwunden, Franz; denn auch ich habe krumme Wege eingeschlagen, um den Thron von Frankreich zu besteigen; aber diese Wege mußte ich mir bahnen, indem ich über den Leib von einer Million Polen schritt; das ist etwas Anderes. Wenn Sie ein Betrüger seyn wollen, so seyen Sie es, aber auf diese Art; wenn Sie mir nachahmen wollen, so ahmen Sie mir nach, aber nicht, indem Sie mich verkleinern. Dieß sind königliche Intriguen, dieß ist ein ein Betrug, eines Feldherrn würdig; also, ich wiederhole es, an Arglist bist Du überwunden, und in einem loyalen Kampfe würdest Du getödtet; suche also nicht

mehr auf die eine oder nd aere Weise zu kämpfen; denn von jetzt an handle ich als König, als Gebieter, als Despot; von jetzt an überwache ich alle Deine Regungen, ich folge Dir in das Dunkel nach, und bei dem mindesten Schwanken, bei der mindesten Verfänglichkeit, bei dem mindesten Zweifel, strecke ich meine breite Hand über Dich aus, Elender! und schleudere Dich schonungslos unter das Beil meines Henkers!"

„Dieß ist's, was ich Dir in Bezug auf unsere Familienangelegenheiten zu sagen hatte, mein Bruder; deßhalb wollte ich unter vier Augen mit Dir sprechen, Franz; deßhalb will ich meinen Freunden befehlen, Dich heute Nacht allein zu lassen, damit Du in der Einsamkeit über meine Worte nachdenken kannst. Wenn wirklich die Nacht Rath bringt, wie man sagt, so muß dieses vorzüglich bei Gefangenen geschehen."

„Also," murmelte der Herzog, „wegen einer Laune Eurer Majestät, wegen eines Argwohns, der einem bösen Traume gleicht, den Sie gehabt hätten, bin ich bei Ihnen in Ungnade gefallen?"

„Besseres als dieß, Franz; Du bist unter mein Gericht gefallen."

„Setzen Sie doch wenigstens, Sire, eine Zeitdauer meiner Gefangenschaft fest, damit ich weiß, woran ich mich zu halten habe."

„Wenn man Ihnen Ihr Urtheil vorlesen wird, werden Sie es erfahren."

„Meine Mutter! Könnte ich meine Mutter nicht sehen?"

„Wozu? Es gab auf der Welt nur drei Exemplare von dem famosen Jagdbuche, das mein armer Bruder Karl verschlungen hat, verschlungen, dieß ist das Wort, und von den beiden Andern ist das eine in Florenz, und das andere in London. Uebrigens bin ich kein Nimrod, wie mein armer Bruder. Adieu Franz!"

Der Prinz sank niedergedonnert auf einen Armstuhl.

„Meine Herren," sagte der König, die Thüre wieder öffnend, „meine Herren, der Herr Herzog von Anjou hat mich um die Freiheit gebeten, heute Nacht auf eine Antwort zu sinnen, die er mir morgen früh geben soll. Sie werden ihn also in seinem Zimmer allein lassen, mit Ausnahme der Vorsichtsbesuche, die Sie bisweilen vornehmen zu müssen glauben sollten. Sie werden vielleicht unsern Gefangenen durch die Unterredung ein wenig exaltirt finden, die wir so eben miteinander gepflogen haben; erinnern Sie sich jedoch, daß der Herr Herzog von Anjou, indem er gegen mich conspirirte, auf den Titel meines Bruders verzichtet hat; folglich gibt es hier nur einen Gefangenen und Wächter, keine Ceremonien; wenn der Gefangene Sie kränkt, melden Sie es mir; ich habe die Bastille zur Hand, und in der Bastille Meister Laurent Testu, den ersten Mann der Welt, um rebellische Launen zu bändigen."

„Sire! Sire!" murmelte Franz, eine letzte Anstrengung versuchend, „erinnern Sie sich, ich bin Ihr..."

„Sie waren auch Bruder von König Karl IX., glaub' ich," sagte Heinrich.

„So gebe man mir wenigstens meine Diener zurück, meine Freunde.“

„Sie dürfen sich wahrlich nicht beklagen: Ich beraube mich der Meinigen, um sie Ihnen zu geben.“ Und Heinrich verschloß die Thüre wieder vor den Augen seines Bruders, der blaß und taumelnd bis zu seinem Armstuhle zurückfuhr, auf den er sank.

Eilftes Kapitel.

Wie man nicht immer seine Zeit verliert, wenn man leere Schränke durchsucht.

Die so eben zwischen dem Herzoge von Anjou und dem Könige vorgefallene Scene, hatte jenen dahingebracht, seine Lage für eine völlig verzweifelte zu halten. Die Lieblinge hatten ihm nichts von dem verhehlt, was im Louvre geschehen war, und ihm die Niederlage der Herren von Guise und Heinrichs Triumph noch größer als sie wirklich gewesen, geschildert; er hatte, was ihm anfangs unbegreiflich geschienen, das Volk rufen gehört: Es lebe der König und: es lebe die Ligue! Er fühlte sich von den vornehmsten Führern verlassen, die ihre eigenen Personen vertheidigen mußten. Verlassen von seiner durch Vergiftungen und Ermordungen decimirten, durch Rachegefühle und Zwiste getrennten Familie, seufzte er, seine Blicke nach jener Vergangenheit wendend, an die ihn der König erinnert hatte, und eingedenk, daß

in seinem Kampfe mit Karl IX. wenigstens jene zwei ergebenen Herzen, jene zwei flammenden Degen, welche Coconnas und La Mole hießen, seine Vertrauten oder vielmehr die von ihm Betrogenen waren. Das Bedauern gewisser verlorenen Vortheile, ist der Stachel für viele Gewissen. Zum erstenmale in seinem Leben, allein und isolirt sich fühlend, empfand Herr von Anjou eine Art von Gewissensbiß, La Mole und Coconnas geopfert zu haben. Damals liebte ihn seine Schwester Margarethe, tröstete ihn. Wie hatte er seiner Schwester Margarethe gelohnt?

Ihm blieb noch seine Mutter, die Königin Katharina. Aber seine Mutter hatte ihn nie geliebt, niemals seiner auf eine andere Weise sich bedient, als er sich Anderer bediente, nämlich als Werkzeug; und Franz ließ sich Gerechtigkeit widerfahren. Einmal in den Händen seiner Mutter, fühlte er, daß er eben so wenig sich angehörte, als das Schiff mitten auf dem Meere sich angehört, wenn der Sturm tobet. Er dachte daran, daß er kürzlich noch ein Herz an seiner Seite besaß, welches alle Herzen aufwog, einen Degen, der alle Degen aufwog. Bussy, der tapfere Bussy, tauchte lebensgroß in seiner Erinnerung auf. Ah! sicher glich nun das Gefühl, welches Franz mahnte, dem Gewissensbisse; denn er hatte Bussy gekränkt, um Monsoreau zu gefallen; er hatte Monsoreau gefallen wollen, weil Monsoreau sein Geheimniß wußte, und nun war plötzlich dieses Geheimniß, womit Monsoreau immer drohte,

zur Kenntniß des Königes gekommen, und somit Monsoreau nicht mehr zu fürchten. Er hatte sich also mit Bussy unnützerweise, und vorzüglich zwecklos zerschlagen, ein Verfahren, welches, wie seitdem ein großer Politiker gesagt hat, wohl mehr als ein Verbrechen, ein Fehler war. Welch' ein Vortheil wäre es nun aber für den Prinzen gewesen, in der Lage, worin er sich befand, zu wissen, daß Bussy, der dankbare und folglich treue Bussy, über ihn wache, der unüberwindliche Bussy, Bussy, das loyale Herz, Bussy, der Liebling von Jedermann, so viele Freunde verschaffen ein loyales Herz und eine kräftige Hand Jedem, der das Eine von Gott, und die Andere vom Zufalle erhalten hat.

Bussy wachte über ihn, dieß war die wahrscheinliche Freiheit, dieß war die gewisse Rache. Aber, wie gesagt, Bussy, im Herzen verwundet, schmollte mit dem Prinzen, und hatte sich unter sein Zelt zurückgezogen, und der Gefangene mußte eine Höhe von fünfzig Fuß bewältigen, um in die Gräben hinabzukommen, und vier Lieblinge kampfunfähig machen, um in den Corridor zu gelangen, abgesehen davon, daß die Höfe voller Schweizer und Soldaten waren. Daher trat er von Zeit zu Zeit an das Fenster, und tauchte seinen Blick in die Tiefe der Gräben; aber eine solche Höhe war geeignet, den Muthigsten Schwindel zu erregen, und Herr von Anjou war weit entfernt, schwindelfest zu seyn. Dazu kam, daß von Stunde zu Stunde einer von den Wächtern des Prinzen eintrat, entweder Schom-

berg oder Maugiron, bald von Epernon, bald Quélus, und ohne sich um die Anwesenheit des Prinzen zu bekümmern, bisweilen sogar ohne ihn zu grüßen, ihren Umgang hielten, Thüren und Fenster öffneten, Schränke und Truhen durchwühlten, unter die Betten und Tische schauten, sich sogar überzeugten, ob die Vorhänge an ihrem Platze, und die Leintücher nicht in Streifen zerschnitten seyen. Bisweilen neigten sie sich über den Balkon hinaus, und die fünfundvierzig Fuß Höhe beruhigten sie.

„Meiner Treue," sagte Maugiron, als er vom Nachsehen zurückkam, „ich verzichte darauf; ich mag den Salon nicht mehr verlassen, wo am Tage unsere Freunde uns besuchen, und mag bei Nacht nicht mehr von vier zu vier Stunden aufstehen, um den Herrn Herzog von Anjou zu besuchen.

„Zudem sieht man auch wohl," versetzte von Epernon, „daß wir große Kinder, und immer Hauptleute und niemals Soldaten gewesen sind, daher auch in Wahrheit einen Befehl nicht zu deuten wissen."

„Wie so?" fragte Quélus.

„Allerdings; was verlangt der König? Daß wir den Herrn von Anjou bewachen, und nicht daß wir ihn anschauen."

„Um so mehr," erwiederte Maugiron, „da er gut zu bewachen, aber nicht schön anzusehen ist."

„Sehr wohl," bemerkte Schomberg, „aber hüten wir uns, in unserer Ueberwachung lauer zu werden; der Teufel ist schlau."

„Es mag seyn,“ äußerte von Epernon, „aber es genügt nicht, schlau zu seyn, dünkt mir, um über den Leib von vier so flotten Männern hinzuschreiten, wie wir sind. Und von Epernon, sich wieder aufrichtend, frisirte prächtig seinen Knebelbart.

„Er hat Recht,“ sagte Quélus.

„Gut!“ entgegnete Schomberg, „glaubst Du denn, der Herr Herzog von Anjou sey dumm genug, um zu versuchen, gerade durch unsere Gallerie zu entfliehen; wenn ihm durchaus daran liegt, zu entkommen, so wird er ein Loch in die Mauer machen.“

„Womit? Er hat keine Waffen.“

„Er hat die Fenster,“ antwortete Schomberg ziemlich furchtsam, der sich erinnerte, die Tiefe der Gräben selbst gemessen zu haben.“

„Ah! die Fenster! es ist charmant, auf mein Wort,“ rief von Epernon aus, „bravo Schomberg! die Fenster! das heißt, Du sprängest über eine Höhe von fünfundvierzig Fuß hinab.“

„Ich gestehe, daß fünfundvierzig Fuß . . .“

„Ja doch! er, der hinkt, der schwerfällig, der furchtsam ist, wie . . .“

„Du,“ sagte Schomberg.

„Mein Lieber,“ versetzte von Epernon, „Du weißt wohl, daß ich nur Gespenster fürchte; das ist ein Nervenzustand.“

„Das heißt,“ äußerte Quélus ernsthaft, „daß alle

jene, die er im Duelle getödtet hat, in der nämlichen Nacht ihm erschienen sind."

„Spassen wir nicht," entgegnete Maugiron; „ich habe eine Menge wundersamer Entweichungen gesehen, mit Betttüchern zum Beispiele."

„Ah! Was dieß betrifft, ist Maugiron's Bemerkung sehr vernünftig," sagte von Epernon. „Ich habe in Bordeaux einen Gefangenen gesehen, der vermittelst seiner Betttücher entsprungen ist."

„Du siehst," erwiederte Schomberg."

„Ja," versetzte von Epernon, „aber er brach sich die Rippen, und zerschellte den Kopf; sein Betttuch war um etwa dreißig Fuß zu kurz, und er gezwungen, zu springen, so, daß die Entweichung vollständig gelang: sein Körper war aus seinem Gefängnisse entwichen, und seine Seele aus seinem Leibe."

„Nun denn! im Falle er entflieht," erwiederte Quélus, „werden wir auf den Prinzen von Geblüt Jagd halten müssen; wir werden ihn verfolgen, ihn umstellen, und, ihn umstellend, ohne es merken zu lassen, versuchen, ihm etwas zu zerschmettern."

„Und dann, mordieu! werden wir wieder unsere Rolle übernehmen," rief Maugiron aus; „wir sind Jäger und keine Kerkermeister."

„Der Schluß der Rede schien bündig, und man sprach von etwas Anderem, dennoch aber entschlossen, daß man von Stunde zu Stunde fortfahren wolle, im Zimmer des Herrn von Anjou einen Besuch zu machen.

Darin hatten die Lieblinge vollkommen Recht, daß der Herzog von Anjou niemals versuchen würde, mit offenbarer Gewalt zu fliehen, und andererseits nie sich zu einer gefährlichen oder schwierigen Entweichung entschließen. Nicht als ob es dem würdigen Prinzen an Erfindungsgabe fehlte, müssen wir sogar gestehen, daß seine Einbildungskraft eine wüthende Anstrengung machte, während er von seinem Bette aus durch das berühmte Cabinet spazierte, welches zwei oder drei Nächte lang La Mole bewohnte, als Margarethe ihn in der Bartholomäusnacht aufgenommen hatte. Von Zeit zu Zeit lehnte der Prinz sein bleiches Gesicht an die Scheiben des Fensters, das die Aussicht auf die Gräben des Louvre bot. Jenseits der Gräben dehnte sich ein flaches sandiges Ufer von etwa fünfzehn Fuß Breite hin, und jenseits dieses Ufers sah man inmitten der Dunkelheit die Seine sich hinwälzen, ruhig wie ein Spiegel. Von der andern Seite starrte ein regungsloser Riese aus dem Dunkel empor; dieß war der Thurm von Nesle.

Der Herzog von Anjou hatte den Untergang der Sonne in allen seinen Abstufungen beobachtet, und so auch mit jenem Interesse, das ein Gefangener an dergleichen Erscheinungen nimmt, das Schwächerwerden des Lichtes, und das Zunehmen der Dunkelheit. Er hatte das bewundernswürdige Schauspiel des alten Paris mit seinen in einem Zwischenraume von einer Stunde durch die Scheidelichter der Sonne vergoldeten, und durch die Strahlen des Mondes versilberten Dächern betrachtet,

dann nach und nach von einem großen Schrecken sich erfaßt gefühlt, als er am Himmel ungeheure Wolken emporsteigen, und über dem Louvre sich aufthürmend, einen Sturm für die Nacht verkünden sah. Unter andern Schwächen war dem Herzoge von Anjou auch jene eigenthümlich, bei dem Krachen des Donners zu zittern. Da hätte er viel darum gegeben, daß die Lieblinge ihn wieder bewachten, ohne ihn aus den Augen zu lassen, sollten sie auch bewachend ihn beschimpfen. Es war jedoch nicht thunlich, sie zurückzurufen; dieß hieße ihnen einen allzu schönen Stoff zu Spötteleien zu geben. Er versuchte, sich auf sein Bett zu werfen; es war ihm unmöglich, zu schlafen; er wollte lesen; die Buchstaben flimmerten vor seinen Augen, wie schwarze Teufel; er strich mit den Fingerspitzen über Aurilly's Laute hin, die noch an der Wand hing; aber er spürte, daß die Schwingung der Saiten so auf seine Nerven wirkte, daß er Lust hatte, zu weinen. Dann fing er an, wie ein Heide zu fluchen, und Alles zu zertrümmern, was er auf Griffweite seiner Hand traf. Dieß war ein Familienfehler, und im Louvre war man daran gewöhnt.

Die Lieblinge öffneten ein wenig die Thüre, um zu sehen, woher dieser entsetzliche Lärm komme; als sie sahen, daß es der Prinz war, der sich zerstreute, schlossen sie die Thüre wieder, was den Zorn des Gefangenen verdoppelte. Gerade hatte er einen Stuhl zerschmettert, als ein helles Klirren, an dessen Ton man sich nicht irren konnte, von der Seite des Fensters erklang, und

zu gleicher Zeit Herr von Anjou einen ziemlich heftigen Schmerz an der Hüfte empfand. Sein erster Gedanke war, daß er durch einen Büchsenschuß verwundet, und dieser Schuß durch irgend einen Emissär des Königs auf ihn abgefeuert sey.

„Ah! Verräther! ah! Niederträchtiger!“ rief der Gefangene aus, „Du lässest mich erschießen, wie Du mir's versprochen hast. Ah! ich bin todt!“

Und er glitt auf den Teppich hin. Doch hinsinkend berührte er mit der Hand einen ziemlich harten Gegenstand, ungleicher, und vorzüglich viel dicker, als es eine Büchsenkugel ist.

„O! ein Stein,“ sagte er, „es ist also ein Falkonettschuß? Aber ich hätte doch den Knall gehört.“

Und zu gleicher Zeit zog er das Bein zurück, und streckte es aus; obwohl der Schmerz ziemlich heftig war, hatte der Prinz offenbar kein gebrochenes Glied. Er hob den Stein auf, und untersuchte sorgfältig den Boden. Der Stein war so heftig geschleudert worden, daß er das Glas mehr durchlöchert als zerschmettert hatte. Der Stein schien in ein Papier gewickelt. Nun begannen die Gedanken des Herzogs eine andere Richtung zu nehmen. Kam dieser Stein, anstatt von irgend einem Feinde auf ihn geschleudert, im Gegentheile nicht von einem Freunde zu ihm? Der Schweiß entquoll seiner Stirne; die Hoffnung, wie der Schrecken, hat ihre Angst. Der Herzog trat zum Lichte. In der That war um den Stein ein Papier gerollt, und mit

einer von mehren Knoten geknüpften Seide zusammengehalten. Offenbar hatte das Papier die Härte des Flintensteines gemindert, der, ohne diesen Umschlag, dem Prinzen gewiß einen heftigeren Schmerz, als den empfundenen, verursacht hätte. Die Seide zerreissen, das Papier entfalten, und lesen, war für den Herzog das Werk einer Secunde; er war völlig auferweckt.

„Ein Brief," murmelte er, einen verstohlenen Blick um sich werfend. Und er las: „Sind Sie überdrüssig, das Zimmer zu hüten? Lieben Sie die frische Luft und die Freiheit? Treten Sie in das Cabinet, worin die Königin von Navarra Ihren armen Freund verborgen hatte, Herrn von la Mole; öffnen Sie den Schrank, und Sie werden, die untere Leiste wegschiebend, einen doppelten Boden finden; in diesem doppelten Boden liegt eine Strickleiter; befestigen Sie dieselbe am Balkone, zwei kräftige Arme werden die Leiter am Fuße des Grabens halten. Ein Pferd, schnell wie der Gedanke, wird Sie an einen sicheren Ort bringen.

„Ein Freund."

„Ein Freund!" rief der Prinz aus, „ein Freund! Ich wußte nicht, daß ich einen Freund habe!"

„Wer ist denn dieser Freund, der an mich denkt?"

Der Herzog sann einen Augenblick nach; da er aber nicht wußte, auf wem sein Gedanke verweilen sollte, eilte er an das Fenster, um zu schauen; er sah Niemand. „Sollte es eine Falle seyn?" murmelte der Prinz, in welchem vor allen Gefühlen zuerst die Furcht

erwachte. „Aber vor Allem," fügte er bei, „kann man sich ja überzeugen, ob dieser Schrank einen doppelten Boden hat, und ob in diesem doppelten Boden eine Leiter sich befindet."

Dann ging der Herzog, ohne das Licht vom Platze zu rücken, und zur größeren Vorsicht auf das einfache Zeugniß seiner Hände vertrauend, in das Cabinet, dessen Thüre er einst so oft mit pochendem Herzen geöffnet hatte, wenn er die Frau Königin von Navarra darin zu finden hoffte, jene blendende Schönheit, welche Franz höher schätzte, als es vielleicht einem Bruder geziemte. Auch dießmal, man muß es gestehen, schlug das Herz dem Herzoge heftig. Er öffnete den Schrank, im Finstern tappend, probirte alle Dielen, kam zur Unteren, drückte auf den Grund und den Vordertheil, und endlich auf eine von den Seiten, und fühlte die Diele, welche die Klappe bildete. Alsogleich fuhr er mit seiner Hand in den hohlen Raum, und spürte an seinen Fingerspitzen die Berührung einer Strickleiter. Wie ein Dieb, der mit seiner Beute entflieht, schlich der Herzog, seinen Schatz mitnehmend, in sein Zimmer.

Zehn Uhr schlug's; der Herzog dachte sogleich an den Besuch, der stündlich geschah; er beeilte sich, seine Strickleiter unter dem Polster eines Armstuhles zu verstecken, und setzte sich darauf. Sie war so künstlich gemacht, daß sie in dem schmalen Raume, wohin der Herzog sie gethan, vollkommen verborgen blieb. Wirklich waren noch nicht fünf Minuten verflossen, als

Maugiron im Schlafrocke erschien, einen Degen unter seinem linken Arme, und einen kleinen Handleuchter in seiner rechten Hand haltend. Während seines Eintretens bei dem Herzoge, fuhr er noch immer fort, mit seinen Freunden zu sprechen.

„Der Bär ist in der Wuth," sagte eine Stimme; „noch vor kaum einem Augenblicke zerschlug er Alles; nimm Dich in Acht, daß er Dich nicht frißt, Maugiron."

„Unverschämter!" murmelte der Herzog.

„Ich glaube, daß Eure Hoheit mir die Ehre erwiesen haben, das Wort an mich zu richten," äußerte Maugiron mit seiner impertinentesten Miene.

Der Herzog, loszubrechen bereit, bezwang sich, erwägend, daß ein Streit einen Zeitverlust veranlassen, und vielleicht seine Entweichung vereiteln dürfte. Er unterdrückte also seinen Zorn, und ließ seinen Armstuhl so in seiner Angel sich drehen, daß er dem jungen Manne den Rücken wendete. Maugiron näherte sich, dem herkömmlichen Verfahren gemäß, dem Bette, um die Betttücher genau zu untersuchen, und dem Fenster, um sich von dem Vorhandenseyn der Vorhänge zu überzeugen; er sah zwar eine zerbrochene Scheibe, aber er dachte, daß der Herzog sie so in seinem Zorne zerbrochen habe.

„O weh! Maugiron," rief Schomberg, „bist Du schon gefressen, daß Du kein Wort sprichst? In diesem Falle seufze wenigstens, damit man wisse, woran man sich zu halten habe, und damit man Dich räche."

Der Herzog ließ vor Ungeduld seine Finger knacken.

„Nein,“ erwiederte Maugiron. „Im Gegentheile, mein Bär ist sehr sanft und völlig gebändigt.“

Der Herzog lächelte schweigend im Dunkel. Maugiron, selbst ohne den Prinzen auch nur zu grüßen, was doch die geringste Artigkeit war, die er einem so hohen Seigneur schuldete, entfernte sich, und schloß fortgehend die Thüre zweimal mit dem Schlüssel. Der Prinz ließ ihn gewähren, dann, als der Schlüssel im Schlosse zu klirren aufgehört hatte, murmelte er: „Meine Herren, nehmen Sie sich in Acht; ein Bär ist ein sehr schlaues Thier.“

Zwölftes Kapitel.

Ventre Saint-Gris.*)

Allein geblieben, zog der Herzog von Anjou, da er wußte, daß er wenigstens eine Stunde Ruhe vor sich habe, seine Strickleiter unter seinem Polster hervor, entrollte sie, prüfte genau jeden Knoten, sondirte jede Sprosse davon, dieß Alles mit der äußersten Vorsicht.

„Die Leiter ist gut,“ sagte er, „und was von ihr abhangt; bietet man sie mir nicht als ein Mittel, mir die Rippen zu brechen.“ Dann wickelte er sie ganz ausein-

*) Bekanntlich ein Lieblingsfluch des Königes Heinrich IV. von Frankreich. D. Ueb.

ander, und zählte achtunddreißig Sprossen, je fünfzehn Zoll eine von der andern entfernt. „Nun, die Länge ist genügend," dachte er, „und auch in dieser Hinsicht nichts zu befürchten."

Er sann einen Augenblick nach. „Ah! es fällt mir ein," sagte er, „diese verdammten Lieblinge schicken mir diese Leiter; ich werde sie am Balkone befestigen; sie lassen mich gewähren, und während ich hinabsteige, schneiden sie den Halt ab; das ist die Falle."

Dann dachte er wieder nach. „Ei nein," fuhr er fort, „dieß ist nicht möglich; sie sind nicht dumm genug, um zu glauben, daß ich es wagen werde, hinabzusteigen, ohne die Thüre zu verrammeln, und sie müssen berechnet haben, daß ich bei verrammelter Thüre Zeit finden werde, zu fliehen, bevor sie im Stande sind, sie einzusprengen. So werde ich's machen," sagte er, um sich schauend, „so werde ich's gewiß machen, wenn ich zu fliehen mich entschließe. Wie kann man doch voraussetzen, daß ich an die Unverfänglichkeit dieser in einem Schranke der Königin von Navarra gefundenen Strickleiter glauben werde? Denn, welche Person auf der Welt, meine Schwester Margarethe ausgenommen, könnte das Vorhandenseyn dieser Leiter wissen? Wer ist der Freund?" wiederholte er. „Der Brief ist unterzeichnet: Ein Freund. Welcher Freund des Herzogs von Anjou kennt so gut den Boden der Schränke meiner Wohnung, oder jener meiner Schwester?"

Der Herzog war kaum mit der Aufstellung dieses

Satzes fertig, der ihm siegreich schien, als, indem er das Billet noch einmal las, um die Handschrift desselben zu erkennen, wenn es möglich wäre, ein plötzlicher Gedanke in ihm auftauchte.

„Bussy!" rief er aus.

In der That, war nicht Bussy, den so viele Damen anbeteten, Bussy, welcher der Königin von Navarra ein Heros schien, die, was sie selbst in ihren Memoiren gesteht, jedesmal Schreckensschreie ausstieß, wenn er sich im Duelle schlug, der discrete Bussy, der in der Kenntniß der Schränke bewanderte Bussy, aller Wahrscheinlichkeit nach der Einzige von allen seinen Freunden, auf den der Herzog wahrhaft rechnen konnte, war's nicht Bussy, der diesen Brief gesendet hatte? Und die Verwirrung des Prinzen stieg noch. Alles vereinigte sich jedoch, um den Herzog von Anjou zu überzeugen, daß Bussy der Verfasser des Briefes war. Der Herzog kannte nicht alle Beweggründe des Edelmannes, ihm zu zürnen, weil er seine Liebe zu Dianen von Meridor nicht kannte; es ist wahr, daß er dieß ein wenig vermuthete; da der Herzog Dianen geliebt hatte, mußte er das Schwerbegreifliche einsehen, das für Bussy darin lag, diese schöne junge Dame zu sehen, ohne sie zu lieben; aber dieser schwache Argwohn verschwand dennoch vor den Wahrscheinlichkeiten. Bussy's Loyalität hatte ihm nicht gestattet, müssig zu bleiben, während man seinen Gebieter einkerkerte; Bussy war durch den abenteuerlichen Anschein dieser Expedition verlockt worden; er hatte sich an dem

Herzoge nach seiner Art rächen wollen, nämlich indem er ihm die Freiheit wieder gab. Kein Zweifel mehr, Bussy hatte geschrieben, Bussy wartete. Um sich völlige Gewißheit zu verschaffen, näherte sich der Prinz dem Fenster; er sah im Nebel, der vom Strome aufstieg, drei längliche Silhouetten, welche Pferde seyn mußten, und zwei Arten von Pfählen, die auf das Ufer gepflanzt schienen; dieß mußten zwei Männer seyn. Zwei Männer; dieß waren wohl Bussy und sein getreuer le Haudouin.

„Die Versuchung ist hinreißend," murmelte der Herzog, „und die Falle, wenn es eine Falle ist, zu künstlich gelegt, als daß es eine Schande für mich wäre, mich darin fangen zu lassen."

Franz schaute durch das Schlüsselloch des Salons; er sah seine vier Wächter; zwei schliefen, zwei Andere hatten das Schachbrett von Chicot erhalten, und spielten Schach.

Er löschte sein Licht aus. Dann öffnete er das Fenster, und lehnte sich über seinen Balkon hinaus. Der Abgrund, den er mit dem Blicke zu sondiren versuchte, war durch die Finsterniß noch furchtbarer geworden. Er fuhr zurück. Aber Luft und Raum sind für einen Gefangenen eine so unwiderstehliche Lockung, daß Franz, in sein Zimmer zurückkehrend, zu ersticken wähnte. Dieses Gefühl ergriff ihn so mächtig, daß etwas wie Lebensüberdruß und Gleichgültigkeit gegen den Tod durch seine Seele zuckte. Der Prinz, erstaunt,

bildete sich ein, daß der Muth in ihm erwache. Diesen Moment der Exaltation benützend, ergriff er die Strickleiter, klammerte sie an den Balkon mit den eisernen Hacken, die an einem ihrer Enden waren, dann kehrte er zur Thüre zurück, die er auf's Beste verrammelte, und wohl überzeugt, daß man zur Bewältigung des von ihm so eben geschaffenen Hindernisses, zehn Minuten zu verlieren gezwungen seyn würde, solhin mehr Zeit, als er bedürfte, den Fuß der Leiter zu erreichen, ging er wieder an das Fenster. Dann suchte er wieder in der Ferne die Pferde und die Männer zu sehen, aber er gewahrte nichts mehr.

„Dieß wäre mir lieber," murmelte er; „allein fliehen ist besser, als mit dem bekanntesten Freunde fliehen; um so weniger möchte ich also mit einem unbekannten Freunde fliehen."

In diesem Momente war die Finsterniß vollständig, und das erste Grollen des Sturmes, der seit einer Stunde drohte, begann den Himmel zu erschüttern; eine schwere Wolke mit versilberten Säumen streckte sich von dem einem Ufer des Stromes auf das andere, wie ein liegender Elephant, der seinen Rücken an den Palast lehnend, und seinen ungeheuern hackenförmigen Rüssel über den Thurm von Nesle hinkrümmend, im äussersten Süden der Stadt sich verlor. Ein Blitz durchzuckte einen Augenblick die ungeheuere Wolke, und es dünkte dem Prinzen, im Graben unter sich, Diejenigen zu erblicken, die er vergebens auf dem Ufer gesucht hatte.

Ein Pferd wieherte, kein Zweifel mehr, er war erwartet. Der Herzog rüttelte die Leiter, um sich zu versichern, daß sie fest angemacht sey, dann schritt er über die Balustrade und trat auf die erste Sprosse.

Nichts vermöchte die schreckliche Angst zu schildern, welche in diesem Augenblicke das Herz des Gefangenen krampfte, wählend zwischen einem schwachen Seidenschnürchen, seiner ganzen Stütze, und den furchtbaren Drohungen seines Bruders. Aber kaum hatte er den Fuß auf das erste Querholz gesetzt, als es ihm dünkte daß die Leiter, anstatt seiner Erwartung gemäß zu schwanken, im Gegentheile steif wurde, und die zweite Sprosse seinem zweiten Fuße sich darbot, ohne daß die Leiter eine in einem solchen Falle sehr natürliche Pendelbewegung gemacht hätte, oder zu machen schien. War's ein Freund oder Feind, der die Leiter unten hielt? Waren es offene oder bewaffnete Arme, die ihn bei der letzten Sprosse erwarteten? Franz fühlte sich von einem unwiderstehlichen Schrecken ergriffen; er hielt noch den Balkon mit der linken Hand, er machte eine Bewegung, um wieder hinaufzusteigen. Man hätte meinen mögen, daß die unsichtbare Person, welche am Fuße der Mauer des Prinzen harrte, Alles errieth, was in seinem Herzen vorging; denn in demselben Momente gelangte ein schwaches, sehr sanftes und sehr gleiches Zerren, eine Art seidener Betreibung, zum Fuße des Prinzen.

„Man hält die Leiter unten," sagte er, „man will

also nicht, daß ich falle... Auf, Muth!" Und er fuhr fort, hinabzusteigen; die beiden Ständer der Leiter waren straff, wie Stäbe. Franz bemerkte, daß man dafür sorgte, die Sprossen von der Mauer zu entfernen, um ihm das Stützen seines Fußes zu erleichtern. Nun ließ er pfeilschnell sich hinabgleiten, mehr auf den Händen als auf den Sprossen rutschend, und dieser schnellen Hinabfahrt den gefütterten Zipfel seines Mantels opfernd. Plötzlich, anstatt den Boden zu berühren, den er instinktmäßig seinen Füssen nahe ahnete, fühlte er sich vor den Armen eines Mannes weggehoben, der ihm diese drei Worte in's Ohr flüsterte: „Sie sind gerettet!"

Nun trug man ihn zur Feldseite des Grabens, und da schob man ihn einen zwischen Erde und Steinschutt gebahnten Weg entlang; er erreichte die Höhe; auf der Höhe wartete ein anderer Mann, der ihn bei dem Kragen faßte, und zu sich zog, dann, unter Beistand seines Gefährten, gebückt wie ein Greis, an den Strom eilte. Die Pferde standen wirklich, wo Franz sie zuerst, gesehen hatte.

Der Prinz sah ein, daß er keine Wahl mehr habe; er war seinen Rettern völlig Preis gegeben. Er eilte zu einem der drei Pferde, und schwang sich auf dasselbe; seine beiden Gefährten machten es eben so. Die nämliche Stimme, die ihm schon ganz leise in's Ohr geflüstert hatte, sagte mit derselben Kürze, und eben so geheimnißvoll zu ihm: „Spornen Sie!"

Und alle Drei ritten im Galoppe von dannen.

„Bis jetzt geht es gut," dachte der Prinz ganz leise, „hoffen wir, daß die Fortsetzung des Abenteuers den Anfang nicht Lügen strafen werde."

„Ich danke, ich danke, mein braver Bussy," murmelte ganz leise der Prinz seinem Kameraden zur Rechten zu, der bis an die Nase in einen großen braunen Mantel gehüllt war.

„Spornen Sie!" antwortete dieser aus dem umhüllenden Mantel hervor, gab selbst das Beispiel, und die drei Pferde und die drei Reiter flogen wie Schatten dahin. Man gelangte so zu dem großen Graben der Bastille, über den man auf einer am vorigen Tage von den Liguisten improvisirten Brücke kam, welche, um einer Unterbrechung ihres Verkehres mit ihren Freunden vorzubeugen, auf dieses Mittel gedacht hatten, das, wie man sieht, die Verbindungen erleichterte. Die drei Reiter wendeten sich gegen Charenton. Das Pferd des Prinzen schien Flügel zu haben. Plötzlich setzte der Gefährte zur Rechten über den Graben, und sprengte in den Wald von Vincennes, indem er mit seiner gewöhnlichen lakonischen Kürze nur die zwei Worte zum Prinzen sagte: „Kommen Sie!"

Der Gefährte zur Linken machte es eben so, aber ohne zu sprechen. Seit dem Momente der Abreise war kein Wort aus dem Munde desselben gekommen. Der Prinz brauchte nicht einmal bei seinem Pferde den Zügel oder die Knie als Hülfe anzuwenden; das edle Thier setzte mit dem nämlichen Feuer über den Graben,

welches die andern zwei Pferde bethätiget hatten; und dem Wiehern, womit es dieses Hinderniß überwand, antwortete mehrfaches Wiehern aus den Waldesgründen. Der Prinz wollte sein Pferd anhalten, denn er fürchtete, daß man in irgend einen Hinterhalt ihn führen möchte. Allein es war zu spät, und der Flug des Thieres so gewaltig, daß es den Zügel nicht mehr spürte; da er jedoch seine Gefährten ihre Eile mäßigen sah, mäßigte er auch die seinige, und Franz befand sich in einer Art Waldblöße, wo acht bis zehn Mann zu Pferde, militärisch gereiht, durch den Wiederstrahl des Mondes sichtbar wurden, der ihren Küraß versilberte.

„O! o!" fragte der Prinz, „was soll dieß bedeuten, mein Herr?"

„Ventre saint gris," rief Derjenige aus, an den er die Frage richtete, „dieß soll bedeuten, daß wir wohlbehalten sind."

„Sie, Heinrich," fragte der Herzog von Anjou ganz erstaunt, „Sie mein Befreier?"

„Ei!" antwortete der Béarner, „wie mögen Sie hierüber erstaunen, sind wir nicht Verbündete?"

Dann, um sich schauend, seinen zweiten Gefährten suchend, fragte er: „Agrippa, wo zum Teufel bist Du?"

„Da bin ich," erwiederte von Aubigné, der den Mund noch nicht geöffnet hatte; „gut! wenn dieß eine Art ist, mit Ihren Pferden umzugehen, bei dem Umstande, daß Sie deren so viele haben."

„Gut! gut!" sagte der König von Navarra, „zanke

nicht, woferne mir nur zwei ausgeruhte und frische Pferde bleiben, mit denen wir ein Dutzend Meilen in einem einzigen Ritte machen können, mehr brauch' ich nicht."

„Aber wohin führen Sie mich denn, mein Vetter?" fragte Franz besorgt.

„Wohin Sie wollen," antwortete Heinrich; „nur begeben wir uns schnell hin; denn von Aubigné hat Recht, der König von Frankreich besitzt besser besetzte Ställe, als die meinigen sind, und er ist reich genug, zwanzig Pferde zu Tode zu reiten, wenn er sich's in den Kopf gesetzt hat, uns einzuholen."

„Kann ich wirklich gehen, wohin ich will?" fragte Franz.

„Gewiß, und ich erwarte Ihre Befehle," antwortete Heinrich.

„Nun denn, nach Angers dann."

„Sie wollen nach Angers gehen? Meinetwegen, nach Angers; es ist wahr, dort sind Sie zu Hause."

„Aber Sie, mein Vetter?"

„Im Angesichte von Angers verlasse ich Sie, und eile nach Navarra, wo meine gute Margot meiner harret; sie muß wohl große Sehnsucht nach mir haben!"

„Wußte Niemand, daß Sie hier seyen?" fragte Franz.

„Ich bin hingekommen, um drei Diamanten meiner Frau zu verkaufen."

„Ah! sehr gut!"

„Und dann, um zu gleicher Zeit ein wenig zu erfahren, ob wirklich die Ligue mich ruiniren wollte."

„Sie sehen, daß nichts daran ist."

„Dank Ihnen, ja."

„Wie so Dank mir?"

„Ei, ja, gewiß; wenn, anstatt es abzulehnen, Anführer der Ligue zu seyn, als Sie wußten, daß sie gegen mich gerichtet sey, Sie angenommen und gemeinschaftliche Sache mit meinen Feinden gemacht hätten, war ich verloren. Daher, als ich erfuhr, daß der König Ihre Weigerung mit Gefängniß bestrafte, schwur ich, Sie daraus zu befreien, und habe Sie daraus befreiet."

„Immer so natürlich," sagte der Herzog von Anjou bei sich; „es ist wahrhaftig Gewissenssache, ihn zu betrügen."

„Gehen Sie, mein Vetter," sagte der Béarner lächelnd, „gehen Sie nach Anjou! Ah! Herr von Guise, Sie glauben gewonnenes Spiel zu haben, aber ich sende Ihnen da einen etwas stark genirenden Gefährten, aufgepaßt!"

Und als man ihnen die von Heinrich verlangten frischen Pferde vorführte, schwangen sich Beide in den Sattel, und sprengten im Galoppe davon, in von Aubigné's Begleitung, der ihnen zankend folgte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Freundinnen.

Während Paris prudelte, wie das Innere eines Schmelzofens, schlug Frau von Monsoreau, von ihrem Vater begleitet und von zwei Dienern, die man damals wie Hülfstruppen zu einer Expedition anwarb, in Tagmärschen zu zehn Meilen den Weg nach dem Schlosse Meridor ein. Auch sie begann an jener, den Leuten, welche gelitten haben, so köstlichen Freiheit Geschmack zu finden. Die Bläue des ländlichen Himmels, im Vergleiche mit jenem immer drohenden, über die schwarzen Thürme der Bastille wie ein Trauerflor hingespannten Himmel, das schon grüne Laubwerk, die schönen, wie lange wellenförmige Bänder im Waldesgrund sich verlierenden Wege, dieß Alles schien ihr frisch und jung, reich und neu, wie wenn sie wirklich aus dem Sarge auferstanden wäre, in welchen gesenkt ihr Vater sie wähnte.

Der alte Baron war um zwanzig Jahre jünger geworden. Sah man in gerader Haltung ihn auf seinen Steigbügeln, den alten Jarnac spornend, so hätte man dem edlen Seigneur für einen jener graubärtigen Gatten halten mögen, die ihre junge Verlobte geleiten, liebevoll über sie wachend.

Wir sind nicht gesonnen, diese lange Reise zu schildern. Es gab dabei kein anderes Ereigniß, als den

Auf- und Untergang der Sonne. Bisweilen sprang Diane ungeduldig aus ihrem Bette, wenn der Mond die Fensterscheiben ihres Gasthauszimmers versilberte; der Baron erwachte, rüttelte seine Leute aus ihrem tiefen Schlafe, und man reisete bei schöner Mondhelle, um einige Meilen auf dem langen Wege zu gewinnen, den die junge Frau endlos fand. Ein anderesmal mußte man sie mitten auf dem Marsche sehen, wenn sie Jarnac vor ihr passiren ließ, der ganz stolz darauf war, den Andern vorauszugehen, und allein auf einem Hügel zurückblieb, um in die Tiefe des Thales zurückzuschauen, ob ihr Niemand folge. Und wenn das Thal öde war, wenn Diane nur die auf der Weide zerstreuten Herden sah, oder den schweigsamen, am Ende des Weges auftauchenden Kirchthurm irgend eines Fleckens, kehrte sie ungeduldiger als jemals zurück. Dann sagte ihr Vater, der ihr verstohlen nachgeschaut hatte, zu ihr: „Fürchte nichts, Diane."

„Was soll ich fürchten, mein Vater?"

„Schauest Du nicht zurück; ob Herr von Monsoreau Dir folgt?"

„Ah! es ist wahr... Ja, ich schaute deßhalb um," erwiederte die junge Frau mit einem neuen Blicke rückwärts.

So kam Diane von Furcht zu Furcht, von Hoffnung zu Täuschung, gegen das Ende des achten Tages im Schlosse Meridor an, und ward an der Zugbrücke von Frau von Saint-Luc und ihrem Gatten, der Schloß-

herrschaft während der Abwesenheit des Barons, empfangen. Dann begann für diese vier Personen ein solches Daseyn, wie ein jeder Mann, Virgil, Longus und Theokrit lesend, es sich geträumt hat. Der Baron und Saint-Luc jagten vom Abend bis zum Morgen. Den Spuren ihrer Pferde flogen die berittenen Jäger nach. Man sah Hundelawinen in der Verfolgung eines Hasen oder Fuchses von der Höhe der Hügel herabkollern, und wenn der Donner dieses wüthenden Reiterzuges um die Wälder brausete, bebten einen Augenblick Diane und Johanna, die nebeneinander auf dem Moose im Schatten irgend eines Gebüsches saßen, und bald wieder ihr zärtliches und geheimnißvolles Gespräch fortsetzten.

„Erzähle mir," sagte Johanna, „erzähle mir Alles, was Dir in Deinem Grabe begegnet ist, denn für uns warst Du wirklich todt ... Sieh, der blühende Hagedorn umgaukelt uns mit seinen letzten Schneeflöckchen, und der Flieder sendet uns seine berauschenden Düfte. Eine liebliche Sonne umspielt die großen Aeste der Eichen. Kein Hauch bewegt die Luft, kein lebendes Wesen ist im Parke; denn die Damhirsche, das Beben des Bodens spürend, sind so eben entflohen, und die Füchse haben wohl ihren Bau erreicht ... Erzähle, liebe Schwester, erzähle!"

„Was sagte ich Dir?"

„Du sagtest mir nichts. Du bist also glücklich ... O! dennoch dieses schöne, in einen bläulichen Schatten

getauchte Auge, diese Perlenmuschelbläſſe Deiner Wangen, dieses unwillkürliche Zucken der Wimper, während der Mund ein nie vollendetes Lächeln versucht... Diane Du mußt mir viele Dinge zu sagen haben."

„Nichts, nichts."

„Du biſt alſo glücklich, mit Herrn von Monſoreau?"

Diane bebte.

„Du ſiehſt wohl!" ſagte Johanna mit einem zärtlichen Vorwurfe.

„Mit Herrn von Monſoreau!" wiederholte Diane; „warum haſt Du dieſen Namen ausgeſprochen? Warum beſchwöreſt Du dieſes Fantom inmitten unſerer Wälder, inmitten unſerer Blumen, inmitten unſeres Glückes?"

„Gut, ich weiß jetzt, warum Deine ſchönen Augen dunkelfarbene Kreiſe haben, und warum ſie ſo oft zum Himmel ſich erheben; aber ich weiß noch nicht, warum Dein Mund zu lächeln verſucht."

Diane ſchüttelte traurig den Kopf.

„Du haſt mir geſagt, glaub' ich," fuhr Johanna fort, mit ihrem weißen und runden Arme Dianens Schultern umſchlingend, „Du haſt mir geſagt, daß Herr von Buſſy viele Theilnahme für Dich gezeigt habe."

Diane erröthete ſo ſtark, daß ihr ſo zartes und ſo rundes Ohr plötzlich glühend ſchien."

„Herr von Buſſy iſt ein charmanter Cavalier," bemerkte Johanna, und ſang:

„Getreu ſeyn, zärtlich auch.
Iſt Herrn von Buſſy's Brauch."

Diane stützte ihren Kopf auf den Schoß ihrer Freundin, und murmelte mit einer süsseren Stimme, als jene der Grasmücken, die in der Laube sangen:

„Getreu seyn, zärtlich auch,
Ist des tapfern . . . .

„Bussy Brauch! . . . sag's doch," schloß Johanna die Strophe, einen freudigen Kuß auf die Augen ihrer Freundin drückend.

„Genug der Thorheiten," sagte Diane plötzlich, „Herr von Bussy denkt nicht mehr an Diane von Meridor."

„Es ist möglich!" erwiederte Johanna, „aber ich möchte wohl glauben, daß er Dianen von Monsoreau sehr gefällt."

„Sag mir dieß nicht."

„Warum? Mißfällt Dir dieß?"

Diane antwortete nicht. „Ich sage Dir, daß Herr von Bussy nicht an mich denkt, und er thut wohl daran . . . O! ich bin feige gewesen," murmelte die junge Frau : . .

„Was sagst Du da?"

„Nichts, nichts."

„Ei, Diane, Du fängst wieder an, zu weinen, und Dich anzuklagen, Du, feige! Du, meine Heldin; Du bist gezwungen worden . . ."

„Ich glaubte es . . . . ich sah Gefahren, Abgründe unter meinen Schritten. Nun, Johanna, erscheinen mir diese Gefahren eingebildet, über diese Abgründe könnte ein Kind mit einem einzigen Schritte kommen. Ich bin

feige gewesen, sag' ich Dir; o! warum hatte ich keine Zeit, nachzudenken? . . ."

„Du sprichst in Räthseln mit mir."

„Nein, auch so ist's nicht," rief Diane aus, in äusserster Verwirrung sich erhebend. „Nein, es ist nicht meine Schuld, er, Johanna, er hat nicht gewollt. Ich erinnere mich der Lage, die mir schrecklich dünkte; ich zögerte unschlüssig, ich schwankte... mein Vater bot mir seinen Beistand an, und ich hegte Furcht... er, er bot mir seinen Schutz an, aber er hat ihn nicht so angeboten, um mich zu überzeugen; der Herzog von Anjou war gegen ihn, der Herzog von Anjou hatte sich mit Herrn von Monsoreau verbündet. Wohlan! Was ist daran gelegen? der Herzog von Anjou und der Graf von Monsoreau! Wenn man etwas ernstlich will, wenn man Jemand recht liebt, o! da gäb's weder einen Prinzen, noch einen Gebieter, der mich abhielte, siehst Du, Johanna, wenn ich einmal liebte . . ." Und Diane, von ihrer Exaltation bewältiget, hatte sich mit dem Rücken an eine Eiche gelehnt, wie wenn der von der Seele vernichtete Leib nicht mehr Kraft genug in sich gehabt hätte, sich zu stützen.

„Ei, beruhige Dich, liebe Freundin, bedenke . . ."

„Ich sage Dir, daß wir feige gewesen sind."

„Wir... O! Diane, von wem sprichst Du da? Dieses wir ist beredt, meine liebe Diane."

„Ich will sagen, mein Vater und ich, ich hoffe, daß Du nichts Anderes verstehest. Mein Vater ist ein

guter Edelmann, und könnte mit dem Könige sprechen; ich bin stolz, und fürchte keinen Mann, wenn ich ihn hasse... Aber siehst Du? das Geheimniß dieser Feigheit ist: ich habe eingesehen; daß er mich nicht liebte."

„Du betrügst Dich selbst!" rief Johanna aus; „wenn Du dieß in solchem Grade glaubtest, wie Du es zu glauben scheinst, würdest Du es ihm selbst vorwerfen. Aber Du glaubst es nicht, Du weißt das Gegentheil, Heuchlerin," fügte sie mit einer zärtlichen Liebkosung ihrer Freundin bei.

„Du bist bezahlt, an die Liebe zu glauben," versetzte Diane, ihren Platz neben Johanna wieder einnehmend, „Du, welche Herr von Saint-Luc einem Könige zum Trotze geheirathet hat! Du, die er mitten aus Paris entführt hat. Dich, die man vielleicht verfolgt hat, und die Du ihm Aechtung und Verbannung durch Deine Liebkosungen vergütest."

„Und er fühlt sich reichlich vergütet," sagte die schalkhafte junge Frau.

„Aber ich, — denke ein wenig nach, und sey nicht selbstsüchtig, ich von jenem stürmischen jungen Manne geliebt, wie er behauptet, ich, die ich die Blicke des unbändigen Bussy gefesselt habe, dieses Mannes der keine Hindernisse kennt, ich habe mich öffentlich vermählt, ich habe mich den Augen des ganzen Hofes zur Schau gestellt, und er hat mich nicht angeschaut; ich habe im Kloster de la Gypecienne mich ihm anvertraut; wir waren allein; er hatte Gertraud, le Haudouin bei sich, seine zwei Mitschuldigen, und mich! die noch mehr

Mitschuldige... O! wenn ich daran denke! Er konnte mich von dieser Kirche aus, stand ein Pferd vor der Thüre, in einem Flügel seines Mantels entführen! In diesem Momente sah ich ihn meinetwegen leidend, tief bekümmert; ich sah seine schmachtenden Augen, seine durch das Fieber bald blasse, bald glühende Lippe... Hätte er von mir verlangt, ich sollte sterben, um seinen Augen den Glanz wieder zu geben, seiner Lippe die Frische ich wäre gestorben... Wohlan! ich bin fortgegangen, und er hat nicht daran gedacht, mich an einem Saume meines Schleiers zurückzuhalten. — Warte, warte noch... O! Du weißt nicht, was ich leide. Er wußte, daß ich Paris verließ, daß ich nach Meridor zurückkehrte; er wußte, daß Herr von Monsoreau... sieh, ich erröthe darüber... daß Herr von Monsoreau nicht mein Gatte sey; er wußte, daß ich allein kam, und auf dem ganzen Wege, geliebte Johanna, hab' ich immer umgesehen, in jedem Augenblicke hoffend, den Galopp seines Pferdes hinter uns zu hören. Nichts! das Echo des Weges war's, welches sprach! Ich sage Dir, daß er nicht an mich denkt, und daß ich keine Reise nach Anjou werth bin... wenn es so viele schöne Frauen und gefällige Damen am Hofe des Königs von Frankreich giebt, von denen ein Lächeln hundert Geständnisse der in den Gebüschen von Meridor begrabenen Provinzlerin aufwiegt. Begreifst Du jetzt? Bist Du überzeugt? Hab' ich Recht? Bin ich vergessen, verschmäht, meine arme Johanna?"

Sie hatte diese Worte noch nicht vollends ausgesprochen, als das Laubwerk der Eiche heftig krachte; ein Staub von Moos und abgestoßenen Gypse flog die alte Mauer entlang, und ein Mann, mitten aus Epheu und wilden Maulbeerbäumen herabspringend, stürzte zu Dianens Füssen, die einen schrecklichen Schrei ausstieß. Johanna hatte sich entfernt, diesen Mann sehend und erkennend.

„Sie sehen wohl, daß ich da bin," murmelte Bussy knieend, den Saum von Dianens Kleide küssend, den er ehrerbietig in seiner zitternden Hand hielt.

Auch Diane erkannte die Stimme, das Lächeln des Grafen, öffnete, vom Herzen hingerissen, außer sich, athemlos ob diesem unverhofften Glücke, ihre Arme, und glitt, des Bewußtseyns beraubt, an die Brust Desjenigen, welchen sie so eben der Gleichgiltigkeit beschuldigt hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Liebenden.

Die Ohnmachten aus Freude sind weder sehr lang, noch sehr gefährlich. Man hat deren tödtliche gesehen, aber das Beispiel ist ausserordentlich selten. Diane zögerte also nicht, die Augen zu öffnen, und fand sich in Bussy's Armen; denn Bussy hatte der Frau von

Saint-Luc das Privilegium, Dianens ersten Blick zu empfangen, nicht abtreten wollen.

„O!“ murmelte sie erwachend, „o! es ist entsetzlich, Graf, uns so zu überraschen.“

Bussy erwartete andere Worte. Und, wer weiß? die Männer sind so begehrlich, wer weiß, sagen wir, ob er nicht etwas Anderes, als Worte, erwartete, er, der mehr als einmal die Rückkehr in's Leben nach Ohnmachten und Bewußtseynverlusten erfahren hatte? Aber nicht nur ließ es Diane dabei bewenden, sondern entwand sich auch sachte den Armen, die sie gefangen hielten, und kehrte zu ihrer Freundin zurück, die anfangs discret, mehrere Schritte unter den Bäumen gemacht hatte, dann, neugierig, wie es jede Frau ist, das reizende Schauspiel einer Wiederversöhnung von Leuten zu sehen, die sich liebten, ganz langsam zurückgekommen war, nicht um an dem Gespräche Theil zu nehmen, aber den Sprechenden nahe genug, um kein Wort davon zu verlieren.

„Nun denn,“ fragte Bussy, „empfangen Sie mich so, Madame?“

„Nein,“ antwortete Diane, „denn wahrlich, Herr von Bussy, was Sie da gethan haben, ist zärtlich, liebevoll. Aber . . .“

„O! ich bitte Sie, kein Aber...“ seufzte Bussy indem er sich wieder zu Dianens Knien setzte.

„Nein, nein, nicht so, nicht zu meinen Knien, Herr von Bussy.“

O! lassen Sie mich einen Augenblick Sie bitten, wie ich es thue," erwiederte der Graf, die Hände faltend, „ich habe diesen Platz so lange ersehnt."

„Ja; aber um ihn einzunehmen, sind sie über die Mauer gesprungen. Nicht nur schickt sich dieß nicht für einen Seigneur Ihres Ranges, sondern es ist auch sehr unvorsichtig von Jemand, der für meine Ehre besorgt ist."

„Wie so?"

„Wenn man Sie zufällig gesehen hätte?"

„Wer hätte mich denn gesehen?"

„Ei, unsere Jäger, die kaum vor einer Viertelstunde hinter der Mauer in das Dickicht zogen."

„O! beruhigen Sie sich, Madame, ich verstecke mich mit zu viel Vorsicht, um gesehen zu werden."

„Versteckt! O! wahrhaftig," sagte Johanna, „dieß ist ungemein romantisch; erzählen Sie uns dieß, Herr von Bussy."

„Zuvörderst ist es nicht meine Schuld, wenn ich Sie unterwegs nicht eingeholt habe; ich habe den einen Weg genommen, und Sie den andern. Sie sind durch Rambouillet gekommen, ich durch Chartres. Ferner hören und urtheilen Sie, ob Ihr armer Bussy verliebt ist: ich habe es nicht gewagt, Sie einzuholen, und ich zweifelte doch nicht, daß ich es könne. Ich fühlte wohl, daß Jarnac nicht verliebt sey, und daß das würdige Thier sich nur mittelmäßig anstrengen würde, nach Meridor zu kommen; auch Ihr Vater hatte keinen Grund, sich zu beeilen, da er Sie neben sich sah.

Aber nicht in Gegenwart Ihres Vaters, nicht in Gesellschaft Ihrer Leute wollte ich Sie wiedersehen, denn ich war besorgter, als Sie glauben, Sie bloßzustellen; ich habe den Weg etappenweise gemacht, den Griff meiner Reitgerte verzehrend, der Griff meiner Reitgerte war meine gewöhnlichste Nahrung während dieser Tage."

„Der arme Junge!" sagte Johanna; „sieh aber auch, wie mager er geworden ist."

„Sie kamen endlich an," fuhr Bussy fort; „ich hatte eine Wohnung in der Vorstadt bezogen; hinter einem Fenstergitter versteckt, sah ich Sie vorüberziehen."

„O! mein Gott," fragte Diane, „sind Sie denn unter Ihrem Namen in Angers?"

„Für wen halten Sie mich?" versetzte Bussy lächelnd; „nein, ich bin ein reisender Kaufmann; Sehen Sie meine zimmetfarbene Tracht; sie verräth mich nicht gar sehr, es ist eine häufig getragene Farbe unter den Tuchhändlern und Goldschmiden, und dann hab' ich auch eine gewisse besorgte und beschäftigte Miene, die einem Botaniker nicht übel steht, der Kräuter sucht. Kurz man hat mich noch nicht bemerkt."

„Bussy, der schöne Bussy, zwei Tage nacheinander in einer Provinzialstadt, ohne noch bemerkt worden zu seyn. Am Hofe wird man dieß nie glauben."

„Fahren Sie fort, Graf," sagte Diane erröthend. „Wie kommen Sie von der Stadt hierher?"

„Ich besitze zwei Pferde von auserlesener Race; ich besteige eines davon, ich verlasse die Stadt im Schritte,

halte stille, um die Aushängetafeln und Schilder zu betrachten, aber wenn ich einmal ferne von den Blicken bin, schlägt mein Pferd einen Galopp ein, der ihm erlaubt, die vierthalb Meilen von der Stadt bis hierher in zwanzig Minuten zu machen. Einmal im Walde von Meridor, orientire ich mich, und finde den Park; aber er ist lang, sehr lang, der Park ist groß. Gestern hab' ich diese Mauer mehr als vier Stunden lang erforscht, da und dort emporklimmend, in der Hoffnung, Sie zu erblicken. Endlich verzweifelte ich fast, als ich Sie am Abende gewahrte, in dem Augenblicke, da Sie nach Hause zurückkehrten; die beiden großen Hunde des Barons sprangen ihnen nach, und Frau von Saint-Luc hielt Ihnen ein Rebhuhn hin, das Sie zu erreichen suchten, dann verschwanden Sie. Ich sprang dort hin, ich eilte hierher, wo Sie so eben waren, ich sah das Gras und das Moos tüchtig zertreten; ich schloß hieraus, daß Sie wohl dieses, während der Sonnenhitze so anmuthige Plätzchen, könnten gewählt haben; um mich nun auszukennen, machte ich Zweigbrüche, wie auf der Jagd, und immer seufzend, was mir ein gräßliches Weh verursacht . . ."

„Aus Mangel an Uebung," unterbrach ihn Johanna, lächelnd.

„Ich sage nicht Nein, Madame; seufzend also, was mir, ich wiederhole es, ein gräßliches Weh verursacht, bin ich wieder nach der Stadt geritten; ich war sehr ermüdet; ich hatte unter Anderem durch Erklettern der

Bäume mein zimmetfarbenes Wamms zerrissen, und dennoch, ungeachtet der Risse in meinem Wammse, ungeachtet des Drückens auf der Brust, die Freude im Herzen: ich hatte Sie gesehen."

„Es scheint mir dieß eine bewundernswürdige Erzählung zu seyn," sagte Johanna, „und Sie haben da schreckliche Hindernisse überwunden; dieß ist schön und heldenmäßig; aber ich, die ich kein so muthiges Herz besitze, wie Sie, ich, die ich mich fürchte, auf Bäume zu klettern, ich an Ihrer Stelle hätte mein Wamms vor Beschädigung bewahrt, und vorzüglich meine schönen weißen Hände geschont; sehen Sie, in welchem entsetzlichen Zustande die Ihrigen sind, ganz geschrunden von den Brombeersträuchen."

„Ja. Allein ich hätte jene nicht gesehen, die zu sehen, ich kam."

„Im Gegentheile, ich hätte Diane von Meridor gesehen, und viel besser gesehen, als Sie, und sogar Frau von Saint-Luc."

„Was hätten Sie denn gethan?" fragte Bussy eilig.

„Ich wäre gerade an die Brücke des Schlosses Meridor gegangen, und dort eingetreten. Der Herr Baron schloß mich in seine Arme, Frau von Monsoreau setzte mich neben sich an den Tisch, Herr von Sanit-Luc überhäufte mich mit Liebkosungen, Frau von Saint-Luc machte Anagramme mit mir. Dieß war die einfacheste Sache von der Welt; freilich ist die einfacheste Sache

von der Welt jene, an welche die Verliebten niemals denken."

Bussy schüttelte den Kopf mit einem Lächeln, und mit einem auf Diane gerichteten Blicke. O! nein," sagte er, „nein. Was Sie da gethan hätten, war gut für Jedermann, aber nicht für mich."

Diane erröthete, wie ein Kind, und das nämliche Lächeln und der nämliche Blick widerstrahlten in ihren Augen und auf ihren Lippen.

„Ei doch!" versetzte Johanna, „es scheint, daß ich von guten Manieren nichts mehr verstehe?"

„Nein," erwiederte Bussy, den Kopf schüttelnd, „nein ich konnte nicht in das Schloß gehen! Madame sind vermählt, der Herr Baron schuldet dem Gatten seiner Tochter, wer er auch sey, eine strenge Ueberwachung."

„Gut," entgegnete Johanna, „da erhalte ich eine Schicklichkeitslection; ich danke, Herr von Bussy, denn ich verdiene sie zu erhalten; dieß wird mir eine Lehre seyn, mich in die Angelegenheiten von Narren zu mischen."

„Von Narren?" wiederholte Diane.

„Von Narren oder von Verliebten," antwortete Frau von Saint-Luc, „und folglich . . ."

Sie küßte Diane auf die Stirne, verneigte sich vor Bussy, und entfloh. Diane wollte sie mit einer Hand zurückhalten, aber Bussy faßte die andere, und Diane, von ihrem Geliebten so gut zurückgehalten, mußte sich wohl entschließen, ihre Freundin fahren zu lassen. Bussy und Diane blieben also allein. Diane schaute der Frau

von Saint-Luc nach, die Blumen pflückend sich entfernte, dann setzte sie sich erröthend. Bussy legte sich zu ihren Füssen.

„Nicht wahr," fragte er, „ich habe recht gethan, Madame, Sie stimmen mir bei?"

„Ich trage kein Bedenken," antwortete Diane, „und übrigens kennen Sie den Grund meines Gedankens; ja, ich stimme Ihnen bei, aber hier wird meine Nachsicht stehen bleiben; indem ich Sie herbei wünschte, Ihnen rief, wie ich es eben that, war ich unvernünftig, war ich strafbar."

„Mein Gott! was sagen Sie denn da, Diane?"

„Ach! Graf, ich sage die Wahrheit! Ich habe das Recht, Herrn von Monsoreau unglücklich zu machen, der mich zu diesem Aeusserſten getrieben hat, aber ich besitze dieses Recht nur, indem ich mich enthalte, einen Andern glücklich zu machen. Ich kann ihm meine Gegenwart, mein Lächeln, meine Liebe verweigern; aber wenn ich diese Gunstbezeugungen einem Anderen gäbe, würde ich denjenigen bestehlen, der wider meinen Willen mein Gebieter ist."

Bussy hörte diese ganze, freilich durch die Huld und Sanftmuth Dianes sehr versüßte Moral an. „Nun ist die Reihe, zu sprechen, an mir, nicht wahr?" fragte er.

„Sprechen Sie!" antwortete Diane.

„Mit Freimuth."

„Sprechen Sie!"

„Wohlan! von allem dem, was Sie so eben gesagt,

Madame, haben Sie kein Wort im Grunde Ihres Herzens gefunden?"

„Wie so?"

„Hören Sie mich ohne Ungeduld an, Madame, Sie sehen, daß auch ich Sie geduldig angehört habe; Sie haben mich mit Trugschlüssen überhäuft."

Diane machte eine Bewegung.

„Es sind immer nur Gemeinplätze der Moral," fuhr Bussy fort, „wenn ihnen Anwendbarkeit gebricht. Gegen diese Trugschlüsse, Madame, will ich Ihnen Wahrheiten erwiedern. Ein Mann ist Ihr Gebieter, sagten Sie; aber haben Sie diesen Mann gewählt? Nein, ein Verhängniß, das Sie erduldeten, hat Ihnen denselben aufgebürdet. Hegen Sie nun die Absicht, Ihr ganzes Leben hindurch an den Folgen eines so abscheulichen Zwanges zu leiden? Dann ist's an mir, Sie davon zu befreien."

Diane öffnete den Mund, um zu sprechen, Bussy bat sie durch ein Zeichen, zu schweigen.

„O! ich weiß, was Sie mir antworten wollen," sagte der junge Mann. „Sie werden mir erwiedern, daß, wenn ich ihn herausfordere und tödte, Sie mich nie mehr wiedersehen werden. — Es sey, ich werde vor Schmerz sterben, Sie nicht wieder zu sehen, aber Sie werden frei, Sie werden glücklich leben, Sie werden einen würdigen Mann glücklich machen können, der, in seiner Freude, bisweilen meinen Namen segnen und sagen wird: Ich danke, Bussy, ich danke, daß Sie uns von diesem abscheulichen Monsoreau befreit haben, und

Sie selbst, Diane, die Sie es nicht wagen würden, mir zu danken, da ich lebe, Sie würden mir danken, wenn ich todt bin.“

Die junge Frau faßte die Hand des Grafen, und drückte sie zärtlich. „Sie haben noch nichts erbeten, Bussy,“ sagte sie, „und schon drohen Sie.“

„Ich drohen? O! Gott hört mich, er kennt meine Absicht; ich liebe Sie so glühend, Diane, daß ich nicht so handeln werde, wie sich ein anderer Mann benähme. Mein Gott! stellen Sie es nicht so in Abrede, Sie würden in die Classe jener alltäglichen Geister zurücktreten, die durch ihre Handlungen ihre Worte Lügen strafen. Ich weiß es, denn Sie haben es gestanden. Ferner strahlt eine Liebe, wie die meinige, gleich der Sonne, und belebt alle Herzen, die sie berührt; also werde ich Sie nicht anflehen, nicht in Verzweiflung vergehen. Nein, ich werde mich zu Ihren Füssen stürzen, die ich küsse, und werde, die rechte Hand auf meinem Herzen, auf jenem Herzen, das nie gelogen hat, weder aus Interesse, noch aus Furcht, zu Ihnen sagen: Diane, ich liebe Sie, und zwar so lange ich lebe! Diane, ich schwöre Ihnen im Angesichte des Himmels, daß ich für Sie sterben werde, daß ich, Sie anbetend, sterben werde. Wenn Sie mir dann erwiedern: „Gehen Sie, rauben Sie nicht das Glück eines Andern,“ werde ich von diesem Platze aufstehen, wo ich doch so glücklich bin, ohne einen Seufzer, ohne ein Zeichen, und mich tief vor Ihnen verbeugen, bei mir sagend: Diese Dame liebt mich

nicht, diese Dame wird mich niemals lieben. Dann werde ich von dannen ziehen, und Sie werden mich nie wieder sehen. Da aber meine Ergebenheit für Sie noch größer ist, als meine Liebe, da mein Wunsch, Sie glücklich zu sehen, die Gewißheit überleben wird, daß ich selbst nicht glücklich seyn kann, weil ich das Glück eines Andern nicht werde geraubt haben, werde ich das Recht besitzen, ihm sein Leben zu rauben, mein eigenes dabei opfernd; dieß ist's, was ich thun werde, Madame, und dieß aus Furcht, Sie möchten ewig eine Sclavin bleiben, und damit Ihnen dieß nicht zum Vorwande dienen könne, würdige Leute, die Sie lieben, unglücklich zu machen."

Bussy hatte, diese Worte sprechend, sich aufgeregt. Diane las in seinem so glänzenden und so loyalen Blicke die ganze Stärke seines Entschlusses; sie sah ein daß er thun würde, was er sagte, daß seine Worte zweifellos zur That würden, und wie der Aprilschnee an den Strahlen der Sonne schmilzt, so schmolz ihre Stärke an der Flamme dieses Blickes.

„Wohlan!" sagte sie, „ich danke Ihnen für die Gewalt, die Sie mir anthun, Freund. Es ist noch ein Zartgefühl Ihrerseits, mir so den Gewissensbiß zu ersparen, Ihnen nachgegeben zu haben. Werden Sie mich nun bis in den Tod lieben, wie Sie sagten? Werde ich nun nicht das Spiel Ihrer Phantasie seyn, und werden Sie mir nicht einst das schreckliche Bedauern zurücklassen, der Liebe des Herrn von Monsoreau kein

Gehör geschenkt zu haben? Doch nein, ich habe keine Bedingungen zu machen; ich bin überwunden, ich bin ausgeliefert, ich gehöre Ihnen, Bussy, wenigstens durch Liebe. Bleiben Sie also, mein Freund, und jetzt, da mein Leben das Ihrige ist, wachen Sie über uns."

Diese Worte sprechend, legte Diane eine von ihren so weißen und so zierlich geformten Händen auf Bussy's Schulter, und die andere ihm reichend, die er liebevoll an seine Lippen preßte. Diane schauderte bei diesem Kusse. Man hörte dann die leichten, von einem kleinen, anzeigenden Husten begleiteten Schritte von Johanna; sie brachte einen Strauß neuer Blumen zurück, und den ersten Schmetterling, der sich vielleicht aus seinem Seidengehäuse gewagt hatte; es war eine Atalante mit rothen und schwarzen Flügeln. Instinktmäßig trennten sich die verschlungenen Hände. Johanna bemerkte diese Bewegung. „Verzeiht, meine guten Freunde, daß ich Euch störe," sagte sie, „aber wir müssen heimgehen, weil sonst zu befürchten ist, daß man uns hier holet. Herr Graf, begeben Sie sich gefälligst wieder zu Ihrem vortrefflichen Pferde, welches vier Meilen in einer halben Stunde macht, und lassen Sie uns so äusserst langsam als möglich, denn ich vermuthe, daß wir sehr viel werden zu plaudern haben, die fünfzehnhundert Schritte zurücklegen, die uns vom Hause trennen. Ei, sehen Sie, Herr von Bussy, Sie verlieren durch Ihren Starrsinn das Mittagsessen des Schlosses, das vortrefflich ist, besonders für einen Mann, der eben ge-

ritten und über die Mauern geklettert ist, und hundert hübsche Scherze, die wir gemacht hätten, ungerechnet gewisse gewechselte Blicke, die das Herz unendlich erfreuen. Komm, Diane, gehen wir in's Schloß."

Und Johanna nahm den Arm ihrer Freundin, und machte eine leichte Anstrengung, um sie mit sich fortzuziehen. Bussy schaute die beiden Freundinnen mit einem Lächeln an. Diane, wieder halb zu ihm zurückgekehrt, reichte ihm die Hand. Er näherte sich ihnen. „Nun denn," fragte er, „ist dieß Alles, was Sie mir sagen?"

„Auf morgen," versetzte Diane, „nicht wahr, ist's verabredet?"

„Nur auf morgen?"

„Auf morgen und auf immer!"

Bussy konnte einen leisen Freudenschrei nicht zurückhalten: er neigte seine Lippen auf Dianens Hand; dann ein letztes Lebewohl den beiden Damen zurufend, entfernte er sich, oder vielmehr floh.

Er fühlte, daß er einer Selbstüberwindung bedurfte, um in die Trennung von Derjenigen einzuwilligen, mit welcher vereiniget zu werden er so lange Zeit verzweifelt hatte. Diane folgte ihm mit dem Blicke bis in die Tiefe des Gebüsches, und ihre Freundin bei dem Arme zurückhaltend, lauschte sie nach dem fernesten Geräusche seiner Schritte in den Gesträuchen.

„Ah! willst Du nun ein wenig mit mir plaudern, Diane?" fragte Johanna, als Bussy völlig verschwunden war.

„O! ja," antwortete die junge Frau, bebend, wie wenn die Stimme ihrer Freundin sie aus einem Traume aufscheuchte. „Ich höre Dich an."

„Nun denn, siehst Du, morgen werde ich mit Saint-Luc und Deinem Vater auf die Jagd gehen."

„Wie! Du wirst mich allein im Schlosse zurücklassen?"

„Höre, liebe Freundin," sagte Johanna, „auch ich habe meine moralischen Grundsätze, und es giebt gewisse Dinge, welche zu thun ich nicht einwilligen kann."

„O! Johanna," rief Frau von Monsoreau erbleichend aus, „kannst Du mir, Deiner Freundin, wohl so harte Worte sagen?"

„Hier ist nicht von der Freundin die Rede," fuhr Frau von Saint-Luc mit der nämlichen Ruhe fort. „Ich kann nicht so fortfahren."

„Ich glaubte, daß Du mich liebtest, Johanna, und Du durchbohrest mir das Herz," versetzte die junge Frau mit Thränen in den Augen; „Du willst nicht fortfahren, sagst Du; ei! womit willst Du denn nicht fortfahren?"

„Fortfahren," flüsterte Johanna ihrer Freundin in's Ohr, „fortfahren, Euch zu verhindern, arme Liebende, die Ihr seyd, Euch ganz nach Eurer Herzenslust zu lieben."

Diane umschloß mit ihren Armen die lachende junge Frau, und bedeckte ihr blühendes Antlitz mit Küssen. Als sie sie umarmt hielt, ließen die Jägerhörner ihre rauschenden Fanfaren vernehmen.

„Auf man ruft uns," sagte Johanna; „der arme Saint-Luc wird ungeduldig. Sey also nicht härter gegen ihn, als ich es gegen den Verliebten im zimmetfarbenen Wammse seyn will."

Fünfzehntes Kapitel.

Wie Bussy dreihundert Pistolen für sein Pferd geboten wurden, und wie er es unentgeltlich hergab.

Am andern Tage ritt Bussy von Angers weg, bevor die am Frühesten aufgestandenen Bürger der Stadt ihr Frühstück genommen hatten. Er eilte nicht, er flog auf dem Wege. Diane war auf eine Terrasse des Schlosses gestiegen, von wo man den krummen und weißlichen Weg sah, der sich wellenförmig durch die grünen Wiesen schlängelte. Sie sah diesen schwarzen Punkt, der wie ein Meteor vorrückte, und der Straße gewundenes Band immer länger hinter sich ließ. Alsogleich stieg sie herab, um Bussy keine Zeit zum Warten zu lassen, und sich ein Verdienst daraus zu machen, gewartet zu haben.

Die Sonne erreichte kaum die Wipfel der alten Eichen; das Gras flimmerte von Thauperlen; man hörte in der Ferne auf dem Berge Saint-Luc's Waldhorn, den Johanna ermunterte, zu blasen, um ihre Freundin an den Dienst zu erinnern, den sie ihr dadurch

leistete, daß sie sie allein ließ. Es waltete eine so große, so jubelnde Freude in Dianens Herzen; sie fühlte sich so berauscht von ihrer Jugend, von ihrer Schönheit, von ihrer Liebe, daß es ihr bisweilen im Laufe dünkte, ihre Seele entführe ihren Leib auf Schwingen, um ihn Gott zu nähern. Aber der Weg vom Hause in's Gebüsch war lang, die kleinen Füsse der jungen Frau ermüdeten, das dichte Gras niederzutreten, und unterwegs versagte ihr öfter der Athem; sie konnte also auf dem verabredeten Platze nur in dem Momente ankommen, da Bussy auf dem Rücken der Mauer erschien, und heruntersprang. Er sah sie laufen; sie stieß ihren leisen Freudenschrei aus; er kam ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen; sie stürzte auf ihn zu, ihre beiden Hände auf ihr Herz gestützt; ihr Morgengruß war eine lange, glühende Umarmung. Was hatten sie sich zu sagen? Sie liebten sich. Was hatten sie zu denken? Sie sahen sich. Was hatten sie zu wünschen? Sie saßen Hand in Hand nebeneinander.

Der Tag verging wie eine Stunde. Als Diane zuerst aus diesem sanften Erstarren erwachte, das der Schlummer einer glücksmüden Seele ist, preßte Bussy die junge träumerische Frau an sein Herz, und sagte zu ihr: „Diane, es dünkt mir, daß heute mein Leben begonnen hat, es dünkt mir, daß ich von heute an klar den Weg überschaue, der mich zur Ewigkeit führt. Sie sind, zweifeln Sie nicht daran, das Licht, welches mir so viel Glück offenbaret; ich wußte nichts von dieser

Welt, noch von dem Zustande der Menschen in dieser Welt; daher kann ich Ihnen wiederholen, was ich Ihnen gestern sagte: da ich begonnen habe, durch Sie zu leben, werde ich mit Ihnen sterben."

„Und ich," antwortete sie ihm, „ich, die ich einst ohne Zögern in die Arme des Todes mich gestürzt habe, ich zittere jetzt, nicht lange genug zu leben, um die Schätze zu erschöpfen, welche Ihre Liebe mir verheißt. Aber warum kommen Sie nicht in's Schloß, Ludwig? mein Vater wäre glücklich, Sie zu sehen; Herr von Saint-Luc ist Ihr Freund, er ist verschwiegen . . . Bedenken Sie, daß, eine Stunde länger uns zu sehen, unschätzbar ist."

„Ach! Diane, wenn ich eine Stunde in's Schloß gehe, werde ich immer hingehen; wenn ich hingehe, wird es die ganze Provinz erfahren; wenn das Gerücht davon zu den Ohren jenes Währwolfes gelangt, Ihres Gatten, wird er herbeieilen . . . Sie haben mir verboten, Sie von ihm zu befreien . . ."

„Wozu?" fragte sie mit jenem Ausdrucke, den man immer nur in der Stimme der Dame findet, die man liebt.

„Nun denn! zu unserer Sicherheit, das heißt: zur Sicherheit unsers Glückes, ist es nöthig, daß wir unser Geheimniß vor Jedermann verbergen. Frau von Saint-Luc weiß es schon. Saint-Luc wird es auch wissen."

„O! warum . . ."

„Würden Sie mir jetzt etwas verhehlen?" fragte Bussy.

„Nein . . . es ist wahr.“

„Ich habe heute früh einige Worte an Saint-Luc geschrieben, um ihn um eine Unterredung in Angers zu bitten. Er wird hinkommen; ich werde sein Edelmannswort erhalten, daß von diesem Abenteuer nie ein Wort ihm entschlüpfen soll. Dieß ist um so nothwendiger, liebe Diane, als man mich gewiß überall sucht. Die Ereignisse waren ernst, als wir Paris verließen.“

„Sie haben Recht . . . und zudem ist mein Vater ein so ängstlicher Mann, obgleich er mich liebt, daß er fähig wäre, mich bei Herrn von Monsoreau anzuzeigen.“

„Halten wir uns wohl verborgen . . . und wenn Gott unsern Feinden uns ausliefert, werden wir wenigstens sagen können, daß es unmöglich war, anders zu handeln.“

„Gott ist gut, Ludwig; zweifeln Sie in diesem Momente nicht an ihm.“

„Ich zweifle nicht an Gott, ich hege Furcht vor irgend einem auf unsere Wonne eifersüchtigen Teufel.“

„Sagen Sie mir Lebewohl, mein Seigneur, und kehren Sie nicht so schnell zurück, Ihr Pferd macht mir bange.“

„Befürchten Sie nichts, es kennt schon den Weg, es ist der sanfteste, sicherste Renner, den ich jemals geritten habe. Wenn ich in die Stadt zurückkehre, in meine süßesten Gedanken vertieft, führt er mich, ohne daß ich des Zügels bedarf.“

Die beiden Liebenden wechselten tausend Aeußerun-

gen dieser Art, von tausend Küssen unterbrochen. Endlich ließ das Jagdhorn in der Nähe des Schlosses jene Wdise vernehmen, welche Johanna mit ihrer Freundin verabredet hatte, und Bussy ritt von dannen. Als er sich der Stadt näherte, von diesem wonnetrunkenen Tage träumend, und ganz stolz, frei zu seyn, er, den die Ehren, die Sorgen des Reichthums, und die Gunstbezeugungen eines Prinzen von Geblüt, immer in goldenen Ketten beengt hielten, bemerkte er, daß die Stunde des Schließens der Stadtthore herannahte. Das Pferd, welches den ganzen Tag unter Laub und im Grase geweidet, hatte es so auch unterwegs gemacht, und die Nacht kam. Bussy schickte sich an, zu spornen, um die verlorne Zeit einzuholen, als er einige Pferde hinter sich galoppiren hörte.

Für einen Mann der sich verbirgt, und vorzüglich für einen Liebenden, scheint Alles eine Drohung. Die glücklich Liebenden haben dieß mit den Dieben gemein. Bussy überlegte, was besser sey, den Galopp einzuschlagen, um den Vorsprung zu gewinnen, oder sich seitwärts zu wenden, um die Reiter passiren zu lassen, aber ihr Ritt war so schnell, daß sie in einem Augenbicke ihm auf den Nacken kamen. Es waren ihrer Zwei. Bussy, dafürhaltend, daß es keine Feigheit sey, zwei Männern aus dem Wege zu gehen, wenn man es mit Vieren aufzunehmen wagt, zog sich seitwärts, und bemerkte Einen von den Reitern, der die Sporen in die Weichen seines Pferdes drückte, das zudem durch eine

beträchtliche Zahl von Peitschenhieben angefeuert wurde, welche sein Gefährte versetzte.

„Vorwärts, da ist die Stadt," sagte dieser Mann mit einem äusserst rauhen gascognischen Dialekte; „noch dreihundert Peitschenhiebe und hundert Spornstösse Muth und Kraft!"

„Das Thier hat keinen Athem mehr, es bebt, es wird schwach, es will nicht mehr gehen," antwortete jener, der vorausritt... „Ich gäbe wohl hundert Pferde, um in meiner Stadt zu seyn."

„Das ist irgend ein Verspäteter aus Angers," sagte Bussy bei sich... „Dennoch... wie die Furcht die Leute dumm macht... glaubte ich diese Stimme erkannt zu haben. Doch da wankt ja das Pferd dieses würdigen Mannes."

„In diesem Momente waren die Reiter auf der Straße im Angesichte von Bussy. „Ei! gebeu Sie Acht, mein Herr," rief er; „aus dem Steigbügel heraus, schnell heraus, das Thier wird fallen."

Das Pferd fiel wirklich schwerfällig auf die Seite, bewegte krampfhaft ein Bein, wie wenn es den Boden wühlte, und plötzlich stockte sein röchelnder Athem, seine Augen verdunkelten sich, der Schaum erstickte es, es verendete.

„Mein Herr," rief der pferdlose Reiter Bussy zu, „dreihundert Pistolen für das Pferd, das Sie trägt."

„Ah! mein Gott!" rief Bussy aus, sich nähernd."

„Verstehen Sie mich, mein Herr? ich habe Eile.

„Ei, mein Prinz, nehmen Sie es umsonst," erwiederte mit dem Beben einer unaussprechlichen Gemüths=

bewegung Bussy, der so eben den Herzog von Anjou erkannt hatte. Zu gleicher Zeit hörte man das Knacken einer Pistole, welche der Gefährte des Prinzen spannte.

„Halten Sie," rief der Herzog von Anjou diesem unbarmherzigen Vertheidiger zu; — „halten Sie, Herr von Aubigné, es ist Bussy, oder der Teufel hole mich!"

„Ei ja, mein Prinz, ich bin's! Aber was zum Teufel treiben Sie denn, in gegenwärtiger Stunde auf diesem Wege Pferde zu Tode zu reiten?"

„Ah! Herr von Bussy ist's?" sagte von Aubigné; „nun Monseigneur, bedürfen Sie meiner nicht mehr. Erlauben Sie mir, zu dem zurückzukehren, der mich gesendet hat, wie die heilige Schrift sagt."

„Nicht ohne meinen innigen Dank, und das Versprechen einer dauernden Freundschaft zu empfangen," sagte der Prinz.

„Ich nehme Alles an, Monseigneur, und werde Sie dereinst an Ihre Worte erinnern."

„Herr von Aubigné!... Monseigneur!... Ah! ich falle ja aus den Wolken," äußerte Bussy.

„Wußtest Du es nicht?" fragte der Prinz mit einem Ausdrucke von Mißvergnügen und Mißtrauen, der dem Edelmanne nicht entging. „Bist Du nicht deßhalb hier, weil Du mich erwartetest?"

„Teufel!" sagte Bussy bei sich, an Alles denkend, was sein heimlicher Aufenthalt in der Provinz Anjou, dem argwöhnischen Geiste von Franz Zweideutiges bieten konnte, „compromittiren wir uns nicht!"

„Ich that Besseres, als Sie zu erwarten," antwortete er, „und da Sie vor der Thorsperre in die Stadt kommen wollen, so schwingen Sie sich in den Sattel, Monseigneur!" Er bot sein Pferd dem Prinzen an, der beschäftiget war, von dem seinigen einige wichtige Papiere zu nehmen, die zwischen dem Sattel und der Schabrake versteckt waren.

„Adieu also, Monseigneur," sagte von Aubigné, der auf einmal umkehrte und Fronte machte. „Herr von Bussy, Ihr Diener!" Und er ritt fort.

Bussy sprang leicht auf den Rücken des Pferdes hinter seinen Gebieter, und lenkte es der Stadt zu, indem er sich ganz leise fragte, ob dieser schwarzgekleidete Prinz nicht jener finstere Teufel sey; den die bereits sein Glück beneidende Hölle ihm heraufsendete. Bei dem ersten Klange der Schöppenamtstrompeten ritten sie in Angers ein. „Was soll nun geschehen, Monseigneur?"

„In's Schloß! man pflanze mein Banner auf, man komme und erkenne mich, man rufe den Adel der Provinz zusammen!"

„Nichts Leichteres," versetzte Bussy, entschlossen sich gelehrig zu zeigen, um Zeit zu gewinnen, und übrigens selbst allzu erstaunt, um sich anders zu verhalten, als passiv.

„Meine Herren von der Trompete!" rief er den Herolden zu, die nach dem ersten Klange zurückkamen. Diese schauten und schenkten keine große Aufmerksamkeit, weil sie zwei staub- und schweißbedeckte Männer in ziemlich unansehnlichen Aufzuge sahen. „Ho! ho!"

sagte Bussy, und ging auf sie zu. . . „ist der Herr in seinem Hause nicht bekannt? . . . Man lasse den diensthabenden Schöppen kommen!“

Dieser anmassende Ton imponirte den Herolden; einer von ihnen näherte sich. „Jesus mein Gott!“ rief er mit Schrecken aus, den Herzog aufmerksam betrachtend . . . „ist's nicht unser Seigneur und Gebieter!“

Der Herzog war an der Ungestaltheit seiner in zwei Theile getheilten Nase, wie Chicot's Lied sagte, sehr erkennbar.

„Monseigneur, der Herzog!“ fügte er bei, den Arm des andern Heroldes fassend, der vor gleichem Erstaunen zusammenfuhr.

„Sie wissen nun eben so viel, wie ich,“ sagte Bussy; „schwellen Sie Ihren Athem, blasen Sie tüchtig in Ihre Trompeten, damit die ganze Stadt in einer Viertelstunde erfahre, daß Monseigneur in ihr angekommen seyen. Wir, Monseigneur, begeben uns langsam in's Schloß. Bei unserer Ankunft darin, wird schon Alles in Bereitschaft seyn, um uns zu empfangen.“

Wirklich bildeten sich bei dem ersten Rufe der Herolde Gruppen, bei den zweiten liefen die Kinder und Gevatterinnen durch alle Quartiere mit dem Ausrufe! „Monseigneur sind in der Stadt . . . Heil Monseigneur!“

Die Schöppen, der Gouverneur, die vornehmsten Edelleute, stürzten dem Palaste zu, von einer Volksmenge gefolgt, die immer gedrängter wurde. Die Autoritäten der Stadt waren, wie es Bussy vorhergesehen,

vor dem Prinzen im Schlosse, um ihn würdig zu empfangen. Als er über den Quai zog, konnte er kaum durch das Gedränge kommen; aber Bussy hatte wieder einen von den Herolden gefunden, der, dem eifrigen Pöbel Hiebe mit der Trompete versetzend, seinem Prinzen bis zu den Stufen des Stadthauses Bahn brach. Bussy bildete die Nachhut.

„Meine Herren und Liebe Getreuen," sagte der Prinz, „ich bin gekommen, mich in meine gute Stadt Angers zu werfen. In Paris haben die schrecklichsten Gefahren mein Leben bedroht, ich hatte meine Freiheit verloren. Es ist mir gelungen, durch Hülfe von guten Freunden zu entfliehen."

Bussy biß sich auf die Lippen; er errieth die Bedeutung des ironischen Blickes von Franz.

„Und von dem Augenblicke an, da ich in Ihrer Stadt mich befinde, ist meine Ruhe, ist mein Leben gesichert.

Die Beamten, ganz bestürzt, riefen schwach: „Es lebe unser Seigneur!" Das Volk, welche die bei jeder Reise des Prinzen gebräuchlichen Geschenke hoffte, schrie kräftig: „Heil!"

„Soupiren wir," äußerte der Prinz, „ich habe seit diesen Morgen nichts zu mir genommen."

Der Herzog war in einem Augenblicke von seinem ganzen Hause umgeben, das er in seiner Eigenschaft als Herzog von Anjou zu Angers unterhielt, und dessen vornehmste Diener allein ihren Gebieter kannten. Dann war Aufwartung der Edelleute und Damen der Stadt.

Der Empfang dauerte bis Mitternacht, die Stadt wurde beleuchtet, die Musketenschüsse krachten auf den Strassen und Plätzen; die Glocke der Cathedrale dröhnte, und der Wind trug bis Meridor die lärmenden Ausbrüche der traditionellen Freude der guten Anjouer.

Sechzehntes Kapitel.

Diplomatie des Herrn Herzogs von Anjou.

Als das Krachen der Musketen auf den Strassen ein wenig nachließ, als die Schwingungen der Glockenschläge schwächer wurden, als die Vorzimmer sich entleerten, als endlich Bussy und der Herzog von Anjou sich allein befanden, sagte dieser: „Plaudern wir!"

Wirklich merkte Franz, in Folge seiner Scharfsichtigkeit, daß Bussy, seit ihrem Zusammentreffen, weit zuvorkommender war, als er es sonst zu thun pflegte; er schloß hieraus, mit seiner Kenntniß des Hofes, daß derselbe in einer verlegenen Lage sich befinde, folglich er durch seine Gewandtheit einen Vortheil über ihn gewinnen könnte. Aber Bussy hatte Zeit gehabt, sich vorzubereiten, und erwartete seinen Prinzen festen Fusses. „Plaudern wir, Monseigneur," versetzte er.

„Am letzten Tage, an dem wir uns sahen," sagte der Prinz, „waren Sie sehr krank, mein armer Bussy!"

„Das ist wahr, Monseigneur," erwiederte der junge Mann; „ich war sehr krank, und fast ein Wunder hat mich gerettet."

„An jenem Tage,“ fuhr der Herzog fort, „war ein gewisser, für Ihr Wohl rasend besorgter Arzt bei Ihnen; denn, wie mir dünkt, biß er jene kräftig, die sich Ihnen näherten.“

„Auch dieß ist wahr, mein Prinz, denn le Haudouin liebt mich sehr.“

„Er bannte Sie streng an's Bett, nicht wahr?“

„Worüber ich ganz wüthend wurde, wie Eure Hoheit haben sehen können.“

„Aber,“ sagte der Herzog, „wenn Sie so wüthend gewesen wären, so hätten Sie ja die Fakultät zu allen Teufeln jagen, und mit mir fortgehen können, um was ich Sie auch bat.“

„Ei,“ entgegnete Bussy, seinen Hut auf hunderterlei Arten mit ärztlichen Gedanken zwischen seinen Fingern hin und her drehend.

„Da es sich jedoch,“ fuhr der Herzog fort, „um eine ernste Angelegenheit handelte, haben Sie gefürchtet, sich zu compromittiren?“

„Was beliebt?“ versetzte Bussy mit einer Faustbewegung den nämlichen Hut auf seine Augen drückend; „Sie haben gesagt, glaub ich, daß ich gefürchtet habe, mich zu compromittiren?“

„Ich hab's gesagt,“ antwortete der Herzog von Anjou.

Bussy fuhr von seinem Stuhle weg, und stand aufrecht da. „Wohlan, Sie haben gelogen, Monseigneur,“ sagte er, „sich selbst belogen, verstehen Sie; denn Sie glauben kein Wort, kein einziges, von dem, was Sie so eben gesagt haben; auf meiner Haut sind zwanzig

Narben, welche beweisen, daß ich mich manchmal compromittirt, aber niemals mich gefürchtet habe, und, meiner Treue, ich kenne viele Leute, die nichts von Narben zu sagen, und vorzüglich deren eben so viele nicht zu zeigen wüßten."

„Sie haben immer unwidersprechliche Argumente, Herr von Bussy," bemerkte der Herzog, sehr blaß und sehr aufgeregt; „wenn man Sie beschuldiget, so schreien Sie lauter, als der Vorwurf, und bilden sich dann ein, daß Sie Recht haben."

„O! ich habe nicht immer Recht, Monseigneur," versetzte Bussy, „ich weiß es wohl, aber ich weiß wohl auch, in welchen Fällen ich Unrecht habe."

„Und in welchen haben Sie Unrecht? Sprechen Sie, ich bitte Sie."

„Wenn ich undankbaren Menschen diene."

„In Wahrheit, mein Herr, ich glaube, daß Sie sich vergessen," sagte der Prinz, sich plötzlich mit jener Würde erhebend, die ihm unter gewissen Umständen eigenthümlich war.

„Nun denn, ich vergesse mich, Monseigneur," erwiederte Bussy; „machen Sie es einmal in Ihrem Leben eben so, vergessen Sie sich, oder vergessen Sie mich." Bussy machte dann zwei Schritte, um fortzugehen, aber der Prinz war schneller, als er, und der Edelmann fand den Herzog an der Thüre.

„Werden Sie es läugnen, mein Herr," fragte der Herzog, „daß Sie an dem Tage, an welchem Sie sich

weigerten, mit mir auszugehen, gleich nachher ausgegangen sind?"

„Ich läugne nie etwas, Monseigneur," antwortete Bussy, „woferne man mich nicht zwingen will, zu gestehen."

„Sagen Sie mir also, warum Sie darauf beharret haben, in Ihrem Hôtel zu bleiben?"

„Weil ich Geschäfte hatte."

„Zu Hause?"

„Zu Hause und anderswo."

„Ich glaubte, daß, wenn ein Edelmann im Dienste eines Prinzen ist, seine Hauptgeschäfte die Geschäfte dieses Prinzen seyen."

„Und wer besorgt denn gewöhnlich Ihre Geschäfte, Monseigneur, wenn nicht ich?"

„Ich sage nicht Nein," entgegnete Franz, „und in der Regel find' ich Sie treu und ergeben; ich sage mehr noch, ich entschuldige Ihre üble Laune."

„Ah! Sie sind so gut!"

„Ja, denn Sie hatten einigen Grund, mir zu zürnen."

„Sie gestehen es, Monseigneur?"

„Ja. Ich hatte Ihnen die Ungnade des Herrn von Monsoreau versprochen. Es scheint, daß Sie Herrn von Monsoreau sehr verabscheuen?"

„Gar nicht. Ich finde, daß er ein häßliches Gesicht hat, und ich hätte gewünscht, daß er sich vom Hofe entfernen möchte, um dieses Gesicht nicht vor

Augen zu haben. Sie dagegen, Monseigneur, Sie lieben dieses Gesicht. Ueber Geschmack muß man nicht streiten."

„Nun denn, wenn dieß Ihr einziger Grund war, mit mir zu schmollen, wie es ein verhätscheltes und mürrisches Kind gethan hätte, will ich Ihnen sagen, daß Sie doppelt Unrecht gehabt haben, nicht mit mir auszugehen, und nach mir auszugehen, um unnütze Heldenthaten zu verrichten."

„Ich habe unnütze Heldenthaten verrichtet? und so eben warfen Sie mir vor, Furcht gehabt zu haben. Wohlan, Monseigneur, lassen Sie uns consequent seyn; welche Heldenthaten hab' ich verrichtet?"

„Gewiß zürnen Sie dem Herrn von Epernon und dem Herrn von Schomberg; ich begreife dieß. Ich zürne ihnen auch, und bin sogar ihr Todfeind; aber man mußte sich darauf beschränken, ihnen zu zürnen, und den Moment abwarten."

„O! o!" sagte Bussy, „was steckt da noch im Hinterhalte, Monseigneur?"

„Tödten Sie sie, morbleu! tödten Sie sie alle Zwei; tödten Sie alle Vier, ich werde Ihnen nur um so dankbarer dafür seyn; aber erbittern Sie dieselben nicht, vorzüglich wenn Sie ferne sind; denn ihre Erbitterung fällt auf mich zurück."

„Nun, was hab' ich ihm denn gethan, diesem würdigen Gascognier?"

„Sie sprechen von Herrn von Epernon, nicht wahr?"

„Ja."

„Wohlan, Sie haben ihn steinigen lassen."

„Ich?"

„So zwar, daß sein Wamms in Fetzen zerrissen wurde, sein Mantel in Stücke, und daß er in Beinkleidern in das Louvre zurückgekehrt ist."

„Gut," sagte Bussy, „gehen wir von dem Einen zum Deutschen über. Worin besteht mein Unrecht gegen Herrn von Schomberg?"

„Werden Sie es läugnen, daß Sie ihn haben Indigoblau färben lassen? Als ich ihn drei Stunden nach seinem Unfalle sah, war er noch azurfarben, und Sie nennen dieß einen hübschen Spaß. Gehen Sie doch!" Und der Prinz begann wider seinen Willen zu lachen, während Bussy bei der Erinnerung an das Gesicht, welches Schomberg in seiner Kufe schnitt, in ein lautschallendes Gelächter ausbrach.

„Also gelte ich dafür, ihnen diesen Streich gespielt zu haben?" fragte Bussy.

„Pardieu! bin's vielleicht ich?"

„Und Sie fühlen den Muth in sich, Monseigneur, einen Manne Vorwürfe zu machen, der solche Einfälle hat? Sehen Sie, ich sagte es Ihnen eben erst, Sie sind ein Undankbarer."

„Zugestanden. Nun, wenn Du deßhalb ausgegangen bist, verzeih' ich Dir."

„Ganz gewiß?"

„Ja, auf mein Ehrenwort; aber ich bin mit meinen Beschwerden über Dich noch nicht zu Ende.“

„Heraus damit!“

„Sprechen wir ein wenig von mir.“

„Meinetwegen.“

„Was hast Du gethan, um mich aus der Klemme zu ziehen?“

„Sie sehen wohl, was ich gethan habe,“ antwortete Bussy.

„Nein, ich sehe es nicht.“

„Nun denn, ich bin nach Anjou gereiset.“

„Das heißt, Du hast Dich geflüchtet.“

„Ja, denn indem ich mich flüchtete, rettete ich Sie.“

„Aber konntest Du nicht, anstatt Dich so weit zu flüchten, in der Umgegend von Paris bleiben? Mir dünkt, daß Du mir in Montmartre nützlicher warest, als zu Angers.“

„Ah! in diesem Punkte sind wir verschiedener Meinung, Monseigneur; mir war es lieber, nach Anjou zu gehen.“

„Ihre Laune war ein mittelmäßiger Grund, wie Sie zugeben werden.“

„Nein, denn diese Laune hatte den Zweck, Ihnen Parteigänger anzuwerben.“

„Ah! das ist etwas Anderes! Wohlan, lassen Sie hören, was haben Sie gethan?“

„Es wird morgen Zeit seyn, Ihnen zu antworten,

Monseigneur, denn gerade zu dieser Stunde muß ich Sie verlassen."

„Und warum mich verlassen?"

„Um mich mit einer der wichtigsten Personen zu besprechen."

„Ah! wenn's so ist, so ist's etwas Anderes; gehen Sie, Bussy, aber seyen Sie vorsichtig."

„Wozu vorsichtig? Sind wir nicht die Stärkeren hier?"

„Gleichviel, wage nichts; hast Du schon viele Schritte gethan?"

„Ich bin seit zwei Tagen hier, was denken Sie sich?"

„Aber Du verbirgst Dich wenigstens?"

„Ob ich mich verberge! Ich glaub's wohl, mordieu! Sehen Sie nur, in welchem Anzuge ich mit Ihnen spreche; pfleg' ich zimmetfarbene Wämser zu tragen? Dennoch geschah's wieder Ihretwegen, daß ich in dieser abscheulichen Vermummung stecke."

„Und wo wohnest Du?"

„Ah! in dieser Beziehung werden Sie meine Ergebenheit würdigen. Ich wohne ... ich wohne in einem alten baufälligen Hause auf dem Walle, mit einem Ausgange gegen den Strom; doch Sie, mein Prinz, sagen Sie mir nun auch, wie Sie aus dem Louvre gekommen sind? Wie kommt es, daß ich Sie auf einer Landstrasse, auf einem zwischen den Beinen zusammenbrechenden Pferde, und Herrn von Aubigné an Ihrer Seite, getroffen habe?"

„Weil ich Freunde habe,“ antwortete der Prinz.

„Sie ... Freunde?“ fragte Bussy. „Gehen Sie doch!“

„Ja, Freunde, die Du nicht kennst.“

„Das läßt sich hören! Und wer sind diese Freunde?“

„Der König von Navarra, und Herr von Aubigné, den Du gesehen hast.“

„Der König von Navarra! ah! es ist wahr. Haben Sie nicht miteinander conspirirt?“

„Ich habe niemals conspirirt, Herr von Bussy.“

„Nicht? Fragen Sie ein wenig la Mole und Coconnas.“

„La Mole,“ versetzte der Prinz mit düsterer Miene, „hatte ein anderes Verbrechen begangen, als jenes, dem man seinen Tod beimißt.“

„Gut! Lassen wir la Mole, und kommen wir auf uns zurück, um so mehr, Monseigneur, als wir einigermassen Mühe hätten, über diesen Punkt uns zu verständigen. Wie, zum Teufel, sind Sie denn aus dem Louvre gekommen?“

„Durch das Fenster.“

„Ah! Wirklich. Und durch welches?“

„Durch jenes meines Schlafzimmers.“

„Sie kannten also die Strickleiter?“

„Welche Strickleiter?“

„Jene im Schranke.“

„Ah! es scheint, daß Du sie kanntest?“ fragte der Herzog erblassend.

„Ei!“ antwortete Bussy, „Eure Hoheit wissen, daß

ich bisweilen das Glück gehabt habe, in dieses Zimmer zu treten."

„Zur Zeit meiner Schwester Margot, nicht wahr? Und Du stiegest durch das Fenster ein?"

„Ei! Sie sind ja wohl durch dasselbe herausgestiegen. Es wundert mich nur, daß Sie die Leiter gefunden haben."

„Ich habe sie nicht gefunden."

„Wer denn sonst?"

„Niemand, man hat sie mir bezeichnet."

„Wer?"

„Der König von Navarra."

„Ah! ah! der König von Navarra kennt die Leiter; ich hätte es nicht geglaubt. Je nun, so viel ist gewiß, daß Monseigneur gesund, frisch und wohlbehalten da sind; wir wollen Anjou entflammen, und zu gleicher Zeit werden der Anjoumoiser und der Bearner Feuer fangen; dieß wird eine ziemlich hübsche kleine Feuersbrunst geben."

„Aber sprachst Du nicht von einer Zusammenkunft?" fragte der Herzog.

„Ah! morbleu! es ist wahr; aber das Interesse an dem Gespräche ließ mich darauf vergessen. Adieu, Monseigneur!"

„Nimmst Du Dein Pferd?"

„Ei, wenn es Monseigneur dienen kann, können Monseigneur es behalten; ich habe ein Zweites."

„Dann nehm' ich es an; späterhin werden wir abrechnen."

„Ja, Monseigneur, und Gott gebe, daß ich Ihnen nichts schuldig bleibe.“

„Wie so?“

„Weil ich jenen nicht liebe, den Sie gewöhnlich beauftragen, Ihre Rechnungen zu bereinigen.“

„Bussy.“

„Richtig, Monseigneur; es war verabredet, nicht mehr von dem zu sprechen.“

Der Prinz, welcher fühlte, daß er Bussy's bedürfe, reichte ihm die Hand. Bussy gab ihm die seinige, aber kopfschüttelnd. Beide trennten sich.

Bussy kehrte inmitten einer finsteren Nacht nach Hause zurück; doch anstatt Saint-Luc's, den er in seiner Wohnung zu finden hoffte, lag ein Brief da, der ihm die Ankunft seines Freundes auf den folgenden Tag meldete. Wirklich hatte Saint-Luc, von einem Piqueur gefolgt, gegen sechs Uhr Morgens Meridor verlassen, und den Weg nach Angers eingeschlagen. Er war bei dem Aufschließen der Thore am Fuße der Wälle angekommen, und ohne die seltsame Aufgeregtheit des Volkes bei dessen Aufstehen zu bemerken, zu Bussy's Hause gelangt. Die beiden Freunde umarmten sich herzlich.

„Mein lieber Saint-Luc,“ sagte Bussy, „belieben Sie die Gastfreundschaft meiner armen Hütte anzunehmen. Ich campire zu Angers.“

„Ja,“ versetzte Saint-Luc, „nach Art der Sieger, das heißt: auf dem Schlachtfelde.“

„Was wollen Sie damit sagen, lieber Freund?“

„Daß meine Frau eben so wenig Geheimnisse mehr gegen mich hat, wie ich gegen sie, mein lieber Bussy, und daß sie mir Alles erzählte. Es herrscht vollständige Gemeinschaft zwischen uns; empfangen Sie alle meine Glückswünsche, mein Meister in allen Dingen, und erlauben Sie mir, da Sie mich bestellt haben, Ihnen einen Rath zu geben.“

„Geben Sie ihn.“

„Schaffen Sie sich schnell den abscheulichen Monsoreau vom Halse; Niemand am Hofe kennt Ihr Verhältniß mit seiner Frau; dieß ist der rechte Moment, nur müssen Sie ihn nicht entschlüpfen lassen; wenn Sie späterhin seine Wittwe heirathen, wird man wenigstens nicht sagen, daß Sie sie zur Wittwe gemacht haben, um sie zu heirathen.“

„Es ist nur ein einziges Hinderniß bei diesem schönen Plane, an den ich anfangs auch gedacht habe, wie er Ihnen in den Sinn kam.“

„Sie sehen wohl; und welches Hinderniß?“

„Daß ich Dianen geschworen habe, das Leben ihres Gatten zu verschonen, so lange er mich nicht angreifen wird, wohl verstanden.“

„Sie haben Unrecht gehabt.“

„Ich?“

„Sie haben das größte Unrecht gehabt.“

„Warum?“

„Weil man keine solchen Schwüre macht. Was

Teufels, wenn Sie sich nicht beeilen, wenn Sie nicht zuvorkommen, so wird, sag' ich Ihnen, Monsoreau, in allen Tücken bewandert, Sie entdecken, und wenn er Sie entdeckt, Sie tödten, da er nichts weniger als ritterlich ist."

„Es wird geschehen, was Gott wird beschlossen haben," versetzte Bussy lächelnd; „aber ungerechnet, daß ich meinen Eid brechen würde, den ich Dianen geleistet habe, ihren Gatten tödtend . . ."

„Ihren Gatten! . . . Sie wissen wohl, daß er es nicht ist."

„Ja, allein er trägt deßhalb nicht weniger diesen Namen. Ungerechnet, sag' ich, daß ich meinen Eid brechen würde, den ich Dianen geleistet habe, würde die Welt mich steinigen, mein Lieber, und Derjenige, welcher jetzt in allen Augen ein Ungeheuer ist, würde in seinem Sarge ein Engel scheinen, den ich hineingelegt hätte."

„Daher möchte ich Ihnen nicht rathen, ihn selbst zu tödten."

„Mörder! ah! Saint-Luc, Sie geben mir da einen traurigen Rath."

„Gehen Sie doch! Wer spricht denn von Mördern?"

„Von wem sprachen Sie denn sonst?"

„Von nichts, lieber Freund; es ist eine Idee, die in meinem Innern auftauchte, und noch nicht genug reif ist, um sie Ihnen mitzutheilen. Ich mag diesen Monsoreau eben so wenig, als Sie, obgleich ich nicht die nämlichen Gründe habe, ihn zu verabscheuen;

sprechen wir also von der Frau, anstatt vom Manne zu reden."

Bussy lächelte. „Sie sind ein braver Kamerad, Saint-Luc," sagte Bussy, „und Sie können auf meine Freundschaft zählen. Nun aber besteht meine Freundschaft, Sie wissen es, aus drei Dingen: aus meiner Börse, aus meinem Degen und aus meinem Leben."

„Ich danke," erwiederte Saint-Luc, „ich nehme an, aber unter der Bedingung der Wiedervergeltung."

„Nun, was wollten Sie mir von Dianen sagen, sprechen Sie?"

„Ich wollte fragen, ob Sie nicht ein wenig nach Meridor zu kommen gedächten?"

„Mein Freund, ich danke Ihnen für die Einladung, aber Sie kennen meine Bedenken."

„Ich weiß Alles. In Meridor sind Sie ausgesetzt, Monsoreau zu treffen, obgleich er achtzig Meilen weit von uns entfernt ist; ausgesetzt, ihm die Hand zu drücken, und es ist hart, einem Manne die Hand zu drücken, den man erwürgen möchte; ausgesetzt endlich, ihn Diane umarmen zu sehen, und es ist hart, die Frau umarmt werden zu sehen, die man liebt."

„Ah!" versetzte Bussy wüthend, „wie gut Sie es begreifen, warum ich nicht nach Meridor gehe! Nun, lieber Freund . . ."

„Sie schicken mich fort?" fragte Saint-Luc, Bussy's Absicht mißverstehend.

„Nein, im Gegentheile," antwortete dieser, „ich bitte

Sie, zu bleiben, denn jetzt ist die Reihe an mir, Sie zu fragen."

„Nur zu."

„Haben Sie denn heute Nacht nicht den Lärm der Glocken und Musketen gehört?"

„Allerdings, und wir dort unten haben uns gefragt, was es Neues gebe."

„Haben Sie diesen Morgen, durch die Stadt ziehend, nicht einige Veränderung bemerkt?"

„Etwas, wie eine große Aufgeregtheit, nicht wahr?"

„Ja."

„Ich wollte Sie fragen, woher Sie käme."

„Sie kommt daher, lieber Freund, daß der Herr Herzog von Anjou gestern eingetroffen ist."

Saint-Luc fuhr auf seinem Stuhle hin, wie wenn man ihm die Gegenwart des Teufels angekündiget hätte. „Der Herzog in Angers; es hieß, er sey im Gefängnisse im Louvre."

„Gerade deßhalb, weil er im Gefängnisse im Louvre war, ist er jetzt in Angers. Es ist ihm gelungen, durch ein Fenster zu entkommen, und er hat sich hierher geflüchtet."

„Wohlan?" fragte Saint-Luc.

„Wohlan, lieber Freund," versetzte Bussy, „das ist eine herrliche Gelegenheit für Sie, sich wegen der kleinen Verfolgungen Seiner Majestät zu rächen. Der Prinz hat schon einen Entschluß gefaßt, er will

Truppen haben, und wir werden eine Art hübschen kleinen Bürgerkrieges anstiften."

„O! o!" sagte Saint-Luc.

„Und ich habe auf Sie gezählt, um miteinander zu fechten."

„Gegen den König?" fragte Saint-Luc mit einer plötzlichen Kälte.

„Ich sage nicht gerade gegen den König," antwortete Bussy, „ich sage: gegen jene, die gegen uns fechten werden."

„Mein lieber Bussy," versetzte Saint-Luc, „ich bin nach Anjou gekommen, um die Landluft zu genießen, und nicht, um mich gegen Seine Majestät zu schlagen."

„Erlauben Sie dennoch, Sie Monseigneur vorzustellen."

„Ueberflüssig, mein lieber Bussy, ich liebe Angers nicht, und dachte es bald zu verlassen; es ist eine langweilige und schwarze Stadt; die Steine darin sind weich, wie Käse, und der Käse darin ist hart, wie Stein."

„Mein lieber Saint-Luc, Sie würden mir eine große Gefälligkeit erweisen, in das zu willigen, um was ich Sie bitte; der Herzog hat mich gefragt, zu welchem Zwecke ich hierher gekommen sey, und da ich es ihm nicht sagen konnte, weil er selbst Diane geliebt hat, und bei ihr gescheitert ist, hab' ich ihm weiß gemacht, daß ich gekommen sey, um alle Edelleute des Cantons für seine Sache zu gewinnen, und sogar beigefügt, daß ich diesen Morgen Zusammenkunft mit Einem derselben haben würde."

„Nun denn, sagen Sie, daß Sie mit diesem Edel-

manne sprachen, und daß er sechs Monate Bedenkzeit verlangt."

„Ich finde, mein lieber Saint-Luc, wenn ich es Ihnen sagen muß, daß Ihre Logik nicht minder unzugänglich ist, als die meinige."

„Hören Sie, auf dieser Welt ist mir meine Frau das Liebste, Ihnen Ihre Geliebte; machen wir einen Vertrag: in allen Fällen werde ich Diane vertheidigen, Sie werden Frau von Saint-Luc vertheidigen. Einen Vertrag Verliebter, meinetwegen, aber keinen politischen Vertrag. Nur auf diese Art wird es uns gelingen, uns zu verständigen."

„Ich sehe, daß ich Ihnen nachgeben muß, Saint-Luc," sagte Bussy, „denn in diesem Augenblicke haben Sie das Uebergewicht. Ich bedarf Ihrer während Sie meiner entbehren können."

„Keineswegs, im Gegentheile nehme ich Ihren Schutz in Anspruch."

„Wie so?"

„Setzen Sie den Fall, daß die Anjouer, denn so werden sich die Rebellen nennen, Meridor belagern und der Plünderung Preis geben."

„Ah! Teufel, Sie haben Recht," erwiederte Bussy, „Sie wollen nicht, daß die Bewohner die Folge einer Erstürmung erleiden."

Die beiden Freunde begannen zu lachen, und als Kanonendonner in der Stadt dröhnte, als Bussy's Diener die Meldung brachte, daß der Prinz ihm schon

dreimal gerufen habe, gelobten sie sich von Neuem ausserpolitische Verbündung, und trennten sich, wechselseitig entzückt. Der Edelmann beeilte sich, einen offiziellen Empfang, ein Festmahl, Reden anzuordnen; er dachte, daß er, während der Prinz empfangen, essen, und vorzüglich reden würde, Zeit fände, Diane zu sehen, wär's auch nur auf einen Augenblick. Dann, als er dem Herzoge auf einige Stunden Beschäftigung besorgt hatte, ging er nach Hause, bestieg sein zweites Pferd, und galoppirte auf dem Wege nach Meridor dahin. Der Herzog, sich selbst überlassen, hielt sehr schöne Reden, und brachte eine wunderbare Wirkung hervor, als er von der Ligue sprach, mit Bescheidenheit die Punkte berührend, welche seine Allianz mit den Guisen betraf, und als einen vom Könige wegen des von den Parisern ihm bezeigten Vertrauens verfolgten Prinzen sich hinstellte. Während der Antworten und des Handkusses musterte der Herzog von Anjou die Edelleute, merkte sorgfältig jene, die schon gekommen waren, und noch sorgfältiger jene, die noch fehlten. Als Bussy zurückkam, war es vier Uhr Nachmittags; er sprang vom Pferde, und stellte sich schweiß- und staubbedeckt dem Herzoge vor.

„Ah! ah! mein braver Bussy," sagte der Herzog, „Du bist am Werke, wie mir scheint."

„Sie sehen es, Monseigneur."

„Es ist Dir heiß?"

„Ich habe sehr geeilt."

„Hüte Dich, krank zu werden; Du bist vielleicht noch nicht recht hergestellt.“

„Es ist keine Gefahr dabei.“

„Und woher kommst Du?“

„Von der Umgegend. Sind Eure Hoheit zufrieden, und haben Sie zahlreiche Aufwartung gehabt?“

„Ja, ich bin ziemlich zufrieden; aber bei dieser Aufwartung, Bussy, fehlt Einer.“

„Wer?“

„Dein Schützling.“

„Mein Schützling?“

„Ja, der Baron von Meridor.“

„Ah!“ erwiederte Bussy, die Farbe wechselnd.

„Und dennoch sollte ich ihn nicht vernachlässigen, obgleich er mich vernachlässiget. Der Baron ist in der Provinz einflußreich.“

„Glauben Sie?“

„Ich weiß es gewiß. Er war der Correspondent der Ligue zu Angers; Herr von Guise hatte ihn gewählt, und im Allgemeinen wählen die Herren von Guise ihre Leute sehr gut. Er muß kommen, Bussy.“

„Wenn er jedoch nicht kommt, Monseigneur?“

„Wenn er nicht zu mir kommt, werde ich die ersten Schritte thun, und zu ihm gehen.“

„Nach Meridor?“

„Warum nicht?“

„Bussy konnte den eifersüchtigen und verzehrenden Blitz nicht zurückhalten, der aus seinen Augen schoß.

„Im Grunde," sagte er, „warum nicht? Sie sind Prinz, Ihnen ist Alles erlaubt."

„Ah! Du glaubst also, daß er mir noch immer zürnt?"

„Ich weiß es nicht. Wie sollte ich's wissen?"

„Hast Du ihn nicht gesehen?"

„Nein."

„Bei den Großen der Provinz in Thätigkeit, hättest Du jedoch mit ihm zu thun haben können."

„Ich hätte es nicht daran fehlen lassen, würde nicht er selbst mit mir zu thun gehabt haben."

„Wie so?"

„Wie so!" antwortete Bussy, „ich war in den Verheissungen, die ich ihm gemacht hatte, nicht glücklich genug, um große Eile zu haben, mich ihm vorzustellen."

„Hat er nicht, was er wünschte?"

„Wie so?"

„Er wollte, daß seine Tochter den Grafen heirathe, und der Graf hat sie geheirathet."

„Gut, Monseigneur, sprechen wir nicht mehr davon," erwiederte Bussy, und kehrte dem Prinzen den Rücken.

In diesem Momente traten neue Edelleute ein; der Herzog ging ihnen entgegen, Bussy blieb allein. Die Worte des Prinzen hatten ihm viel zu denken gegeben. Welche Gedanken des Prinzen in Bezug auf den Baron von Meridor konnten die wirklichen seyn? Waren es jene, welche der Prinz ausgedrückt hatte? Sah er

in dem alten Seigneur nur ein Mittel, seine Angelegenheit durch die Stütze eines geachteten und mächtigen Mannes zu verstärken? Oder waren etwa seine politischen Pläne nur ein Mittel, Dianen sich zu nähern? Bussy prüfte die Lage des Prinzen so, wie sie war; er sah ihn mit seinem Bruder im Zwiste, aus dem Louvre verbannt, Anführer eines Aufstandes in der Provinz. Er warf die materiellen Interessen des Prinzen, und seine verliebten Phantasien in die Wage. Dieses letztere Interesse war im Vergleiche mit den andern sehr leicht. Bussy war geneigt, dem Herzoge jedes andere Unrecht zu verzeihen, wollte er nur dieses fahren lassen. Er brachte die ganze Nacht damit zu, mit Seiner Königlichen Hoheit und den Anjoueredelleuten zu bankettiren, und den Anjouerdamen seine Aufwartung zu machen, und diese dann, als nach dem Abendmahle Musiker gekommen waren, die neuesten Tänze zu lehren. Es versteht sich von selbst, daß er die Bewunderung der Damen, und die Verzweiflung der Männer war, und da Einige von diesen Letzteren ihn anders anschauten, als es Bussy beliebte, angeschaut zu werden, stülpte er acht bis zehnmal seinen Knebelbart auf, und fragte drei bis vier von diesen Herren, ob sie ihm nicht die Gunst eines Spazierganges im Mondscheine auf dem Rasenplatze erweisen möchten. Aber sein Ruf war ihm nach Angers vorausgegangen, und Bussy konnte es bei seiner Zuvorkommenheit bewenden lassen.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Warnung.

Am Thore des herzoglichen Palastes fand Bussy ein offenes, loyales und fröhliches Gesicht, das er achtzig Meilen weit von sich entfernt wähnte. „Ah!“ sagte er mit einem lebhaften Freudengefühle, „Du bist's Remy.“

„Ei mein Gott ja, Monseigneur.“

„Ich wollte Dir schreiben, Du solltest zu mir kommen.“

„Wirklich?“

„Auf mein Ehrenwort!“

„In diesem Falle trifft sich's ja vortrefflich, ich fürchtete, daß Sie mich auszanken möchten.“

„Worüber?“

„Weil ich ohne Erlaubniß gekommen bin. Aber, meiner Treue, ich habe gehört, daß Monseigneur der Herzog von Anjou aus dem Louvre entwichen, und in seine Provinz gereiset sey. Ich erinnerte mich an Ihren Aufenthalt in der Umgegend von Angers; ich dachte, es würde Bürgerkrieg geben, viele ausgetheilte und empfangene Degenstiche absetzen, eine hübsche Zahl von Löchern, in die Haut meines Nächsten gemacht, zu finden sein, und da ich meinen Nächsten wie mich selbst liebe, und sogar mehr noch, als mich selbst, bin ich herbeigeeilt.“

„Du hast wohl gethan, Remy, auf Ehre, Du fehltest mir.“

„Wie befindet sich Gertraud, Monseigneur?“

Der Edelmann lächelte. „Ich verspreche Dir, deßhalb bei Dianen mich zu erkundigen, sobald ich sie wieder sehe,“ antwortete er.

„Und ich dagegen, seyen Sie unbesorgt, werde bei meinem ersten Zusammentreffen mit Gertraud, bei ihr Nachricht über Frau von Monsoreau einziehen,“ äußerte Remy.

„Du bist ein charmanter Gefährte; und wie hast Du mich aufgefunden?“

„Parbleu, eine saubere Schwierigkeit: Ich habe gefragt, wo das herzogliche Hôtel sey, und Sie am Thore desselben erwartet, nachdem ich zuvor mein Pferd in die Ställe des Prinzen geführt hatte, in denen ich, Gott verzeihe mir, das Ihrige erkannte.“

„Ja, der Prinz hatte das Seinige zu Tode geritten, ich lieh ihm Roland, und in Ermangelung eines andern behielt er's.“

„Hierin erkenn' ich Sie wieder; Sie sind der Prinz, und der Prinz ist der Diener.“

„Beeile Dich nicht, mich so hoch zu stellen, Remy, Du wirst sehen, wie Monseigneur wohnen.“ Und also sprechend, führte er le Houdouin in sein kleines Haus am Walle. „Meiner Treue!“ sagte Bussy, „Du siehst den Palast; quartiere Dich ein, wo Du kannst und wie Du kannst.“

„Dieß wird nicht schwer seyn, und ich brauche keinen großen Platz; wie Sie wissen, werde ich übrigens ste-

hend schlafen, wenn es seyn muß. Ich bin müde genug, um dieß zu thun."

Die beiden Freunde, denn Bussy behandelte le Haudouin mehr als Freund, denn als Diener, trennten sich, und Bussy schlief auf's Beste, mit doppelt zufriedenem Herzen, außer Diane nun auch Remy in der Nähe zu haben. Um behaglich zu schlafen, hatte der Herzog bitten lassen, keine Kanonenschüsse mehr abzufeuern, und die Musketenschüsse einzustellen; die Glocken waren alle von selbst eingeschlafen, in Folge der Handschwielen der Läutenden.

Bussy stand frühzeitig auf, und eilte in das Schloß, zuvor anordnend, daß man Remy sage, er solle ihm dahin folgen; es lag ihm daran, das erste Gähnen bei dem Erwachen Seiner Hoheit zu belauern, um wo möglich den Gedanken des Prinzen aus der gewöhnlich sehr bedeutungsvollen Grimasse des Schläfers, den man weckt, zu erspähen. Der Herzog erwachte, aber man hätte glauben mögen, daß er, wie sein Bruder Heinrich, eine Maske vornehme, um zu schlafen. Bussy war vergebens so früh aufgestanden. Er hielt ein Verzeichniß von Dingen in Bereitschaft, von denen die Einen immer wichtiger waren, als die Andern. Zuvörderst einen Spaziergang zu den Mauern hinaus, um die Befestigungen des Platzes zu untersuchen. Eine Musterung der Einwohner und ihrer Waffen. Einen Besuch im Zeughause und Bestellung von Munitionen aller Art. Eine genaue Prüfung der Steuern der Provinz, um

den guten und getreuen Vasallen des Prinzen eine kleine Auflagenergänzung, zur innern Verzierung der Geldkisten bestimmt, zu verschaffen. Endlich ... Correspondenz. Aber Bussy wußte zum Voraus, daß er auf den letzteren Artikel nicht übermäßig rechnen dürfte; der Herzog von Anjou schrieb wenig; von jener Zeit hielt er an das Sprichwort: Geschriebenes bleibt. Auf diese Art gegen die bösen Gedanken geschützt, die dem Prinzen kommen konnten, sah Bussy die Augen des Herzogs sich öffnen, aber, wie gesagt, ohne in seinen Augen etwas lesen zu können.

„Ah! ah!“ sagte der Herzog, „Du bist schon da?“

„Meiner Treue, ja, Monseigneur, ich konnte nicht schlafen, so anhaltend sind mir die Interessen Eurer Hoheit die ganze Nacht durch den Kopf gezogen; was thun wir diesen Morgen? Wie wär's, wenn wir jagten?“

„Gut!“ sagte Bussy ganz leise bei sich, „dieß ist wieder eine Beschäftigung, an die ich nicht gedacht hatte.“

„Wie!“ äußerte der Herzog, „Du behauptest, die ganze Nacht an meine Interessen gedacht zu haben, und das Resultat Deines Wachens und Nachdenkens besteht darin, daß Du kommst, um mir eine Jagd vorzuschlagen; geh doch!“

„Es ist wahr,“ versetzte Bussy, „zudem haben wir keine Jagdhunde.“

„Und keinen Oberjägermeister,“ sagte der Prinz.

„Ah! meiner Treue, ohne ihn zu jagen, fände ich die Jagd nur um so angenehmer.“

„Ah! ich denke nicht wie Du, er fehlt mir.“

Der Herzog sagte dieß mit einer besondern Miene. Bussy bemerkte sie. „Es scheint, daß dieser würdige Mann, Ihr Freund,“ sagte er, „Sie eben so wenig befreiet hat.“

Der Herzog lächelte.

„Gut,“ fuhr Bussy fort, „ich kenne dieses Lächeln, es ist das böse; aufgeschaut, Monsoreau!“

„Du zürnst ihm also?“ fragte der Prinz.

„Monsoreau?“

„Ja.“

„Und weßhalb sollt' ich ihm zürnen?“

„Weil er mein Freund ist.“

„Im Gegentheile, ich bedauere ihn sehr.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Daß er, je höher Sie ihn erheben werden, desto tiefer von der Höhe stürzen wird, wenn sein Sturz eintritt.“

„Geh doch, ich sehe, daß Du guter Laune bist.“

„Ich?“

„Ja, weil Du mir solche Dinge sagst, wenn Du guter Laune bist. Gleichviel,“ fuhr der Herzog fort, „ich bleibe bei meiner Behauptung, und Monsoreau wäre uns in dieser Gegend sehr nützlich gewesen.“

„Warum?“

„Weil er Güter in der Gegend besitzt.“

„Er?“

„Er und seine Frau.“

Bussy biß sich auf die Lippen: der Herzog brachte das Gespräch wieder auf den Punkt, von welchem es abzulenken er am vorigen Tage so große Mühe gehabt hatte. „Ah! Sie glauben?“ sagte er.

„Gewiß. Meridor liegt drei Meilen von Angers; weißt Du es nicht, Du, der Du mir den alten Baron gebracht hast?“

Bussy sah ein, daß es sich darum handelte, sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen. „Ei!“ versetzte er, „ich habe Ihnen den Baron gebracht, weil er sich an meinen Mantel hing, und woferne ich nicht die Hälfte davon zwischen seinen Fingern lassen wollte, wie der heilige Martin, mußte ich ihn wohl zu Ihnen führen. Uebrigens hat ihm meine Protection eben nicht viel genützt.“

„Höre,“ sagte der Herzog, „ich habe eine Idee.“

„Teufel!“ entgegnete Bussy, der den Ideen des Prinzen immer mißtraute.

„Ja... Monsoreau hat den ersten Sieg über Dich davongetragen; ich will Dir den zweiten verschaffen.“

„Wie verstehen Sie es, mein Prinz?“

„Es ist ganz einfach. Du kennst mich Bussy?“

„Ich habe dieses Unglück, mein Prinz.“

„Glaubst Du, daß ich der Mann bin, eine Beschimpfung zu ertragen, und sie unbestraft zu lassen?“

„Je nachdem.“

Der Herzog lächelte wieder mit einem noch böserem

Lächeln, als das erste, indem er sich auf die Lippen biß, und den Kopf von Oben nach Unten schüttelte.

„Nun, erklären Sie sich Monseigneur," sagte Bussy.

„Wohlan, der Oberjägermeister hat mir ein junges Mädchen geraubt, das ich liebte, um es zu seiner Frau zu machen; ich dagegen will ihm seine Frau rauben, um sie zu meiner Geliebten zu machen."

Bussy machte eine Anstrengung, um zu lächeln, aber wie eifrig er auch wünschte, diesen Zweck zu erreichen, gelang es ihm doch nur eine Grimasse zu schneiden. „Die Frau des Herrn von Monsoreau rauben," stammelte er.

„Es ist ja nichts leichter, dünkt mir," sagte der Herzog: „die Frau ist auf ihre Güter zurückgekehrt; Du hast mir gesagt, daß sie ihren Mann verabscheue; ich kann also ohne zu große Eitelkeit darauf zählen, daß sie mich Monsoreau vorziehen wird, vorzüglich wenn ich ihr verspreche . . . was ich ihr versprechen werde."

„Und was werden Sie ihr versprechen, Monseigneur?"

„Sie von ihrem Manne zu befreien."

„Ei!" war Bussy auf dem Punkte, auszurufen, „warum haben Sie es denn nicht auf der Stelle gethan?" Aber er hatte den Muth, an sich zu halten. „Sie würden diese schöne That vollziehen?" fragte er.

„Du wirst sehen. Inzwischen werde ich jedenfalls einen Besuch in Meridor machen."

„Sie werden es wagen?"

„Warum nicht?"

„Sie werden vor dem alten Barone erscheinen, den Sie verlassen haben, nachdem Sie mir das Versprechen ertheilten! . . ."

„Ich kann ihm eine vortreffliche Entschuldigung sagen."

„Wo zum Teufel holen Sie denn dieselbe?"

„Und ganz gewiß. Ich werde ihm sagen: Ich habe diese Heirath nicht verhindert, weil Monsoreau, der Sie als einen der Hauptagenten der Ligue kannte, deren Anführer ich war, mir gedroht hat, uns Beide dem Könige zu verkaufen."

„Ah! ah! Erfinden Eure Hoheit selbst diese Entschuldigung?"

„Nicht völlig, ich muß es sagen," antwortete der Herzog.

„Dann begreife ich," entgegnete Bussy.

„Du begreifst," sagte der Herzog, der sich an der Antwort seines Edelmannes täuschte.

„Ja."

„Ich mache ihm weiß, daß ich, seine Tochter verheirathend, ihm sein bedrohtes Leben gerettet habe."

„Das ist herrlich," äußerte Bussy.

„Nicht wahr?" Ei ja! ich denke daran; schau doch zum Fenster hinaus, Bussy."

„Warum?"

„Schau nur hinaus."

„Da schau' ich jetzt."

„Was ist für ein Wetter?"

„Ich bin gezwungen, Eurer Hoheit zu gestehen, daß schönes Wetter ist."

„Wohlan, bestelle die Pferde, und sehen wir ein wenig nach, wie sich der gute alte Meridor befindet.“

„Alsogleich, Monseigneur.“

Und Bussy, der seit einer Viertelstunde die ewig komische Rolle von Mascarille in der Verlegenheit spielte, that, als ob er sich entfernte, ging bis zur Thüre und kam zurück. „Um Vergebung, Monseigneur, wie viele Pferde befehlen Sie?“

„Ei, vier, fünf, so viel Du willst.“

„Wenn Sie diese Sorge mir überlassen, Monseigneur,“ versetzte Bussy, „so werde ich hundert bestellen?“

„Gut, hundert,“ sagte der Prinz erstaunt, „wozu?“

„Um etwa fünfundzwanzig zu haben, auf die ich im Falle eines Angriffes bauen kann.“

Der Herzog bebte. „Im Falle eines Angriffes?“ fragte er.

„Ja, ich habe sagen hören,“ fuhr Bussy fort, „daß es viele Wälder in dieser Gegend gebe, und es wäre nichts seltenes, wenn wir in irgend einen Hinterhalt fielen.“

„Ah! ah!“ erwiederte der Herzog, „Du meintest? —“

„Monseigneur wissen, daß der wahre Muth die Vorsicht nicht ausschließt.“

Der Herzog wurde nachsinnend.

„Ich will hundertfünfzig bestellen,“ sagte Bussy. Und er näherte sich zum zweitenmale der Thüre.

„Einen Augenblick,“ sagte der Prinz.

„Was giebt's, Monseigneur?"

„Glaubst Du, Bussy, daß ich zu Angers in Sicherheit bin?"

„Ei, die Stadt ist nicht fest, gut vertheidiget jedoch . . ."

„Ja, gut vertheidiget, aber sie kann auch schlecht vertheidiget werden; so tapfer Du bist, so wirst Du immer nur an einer Stelle seyn."

„Wahrscheinlich."

„Wenn ich in der Stadt nicht in Sicherheit bin, und ich bin's nicht, weil Bussy daran zweifelt . . ."

„Ich habe nicht gesagt, daß ich zweifle, Monseigneur."

„Gut, gut; wenn ich nicht in Sicherheit bin, so muß ich mir dieselbe rasch verschaffen."

„Das sind goldene Worte, Monseigneur."

„Wohlan, ich will das Schloß besichtigen, und mich darin verschanzen."

„Sie haben Recht, Monseigneur, sorgen Sie für gute Verschanzungen." Bussy stammelte, er war an Furcht nicht gewöhnt, und die vorsichtigen Worte fehlten ihm.

„Und dann hab' ich noch eine andere Idee."

„Die Morgenzeit ist fruchtbar, Monseigneur."

„Ich will die Meridor's hieher kommen lassen."

„Monseigneur, Sie zeigen heute Richtigkeit und Kraft der Gedanken. Stehen Sie auf, und besichtigen wir das Schloß."

Der Prinz rief seinen Leuten, Bussy benützte diesen Moment, um fortzugehen. Er fand le Haudouin in den Gemächern. Dieser war's, den er suchte. Er führte ihn in das Cabinet des Herzogs, schrieb einige Worte, trat in ein Treibhaus, pflückte einen Rosenstrauß, wickelte das Billet um die Stiele, ging in den Stall, sattelte Roland, steckte den Strauß in die Hand von le Haudouin, und ersuchte le Haudouin aufzusteigen. Dann führte er ihn zur Stadt hinaus, wie Aman den Mardochäus führte, und zog ihn auf eine Art von Fußpfad. „Da," sagte er, „laß Roland gehen; am Ende des Fußpfades wirst Du den Wald finden, in dem Walde einen Park, um diesen Park herum eine Mauer; an jener Stelle der Mauer, wo Roland stehen bleiben wird, wirst Du diesen Strauß werfen."

„Jener, den man erwartet, kommt nicht," stand im Billet, „weil jener, den man nicht erwartete, gekommen ist, und drohender als jemals; denn er liebt noch immer. Fassen Sie mit den Lippen und dem Herzen Alles auf, was den Augen Unsichtbares in diesem Briefchen steht."

Remy ließ Roland den Zügel, der im Galoppe in der Richtung nach Meridor eilte. Bussy kam in den herzoglichen Palast zurück, und fand den Prinzen angekleidet. Für Remy war's ein Geschäft von einer halben Stunde. Wie eine vom Winde gejagte Wolke flog Remy, den Worten seines Gebieters vertrauend, an Feldern, Wäldern, Strömen, Hügeln vorüber, und hielt

am Fuße einer halbverfallenen Mauer, deren mit Epheu ausgeschlagene Mauerkappe, von diesem an die Aeste der Eichen gebunden schien. An diesem Platze angekommen, richtete sich Remy in seinen Steigbügeln empor, wickelte neuerdings und noch fester, als früher, das Papier um das Billet, und schleuderte, ein kräftiges He! ausstossend, den Blumenstrauß über die Mauer. Ein leiser Schrei erscholl von der andern Seite, und bedeutete ihm, daß die Botschaft in sicheren Hafen eingelaufen sey. Remy hatte nichts mehr zu thun, weil er nicht beauftragt war, eine Antwort zu verlangen. Er wendete also wieder nach der Seite, von welcher er gekommen war, den Kopf des Pferdes, das sich anschickte, seine Mahlzeit auf Kosten der Eichelernte zu halten, und ein lebhaftes Mißvergnügen bezeigte, in seinen Gewohnheiten gestört zu werden; aber Remy machte vom Sporn und von der Reitpeitsche einen ernsthaften Gebrauch. Roland fühlte sein Unrecht, und nahm wieder seinen gewöhnlichen Lauf.

Vierzig Minuten nachher fand er sich wieder in seinem neuen Stalle zurecht, wie er im Gebüsche sich zurecht gefunden hatte, und nahm von selbst seinen Platz an der mit Heu wohl versehenen Raufe, und an der von Haber strotzenden Krippe.

Bussy besichtigte mit dem Prinzen das Schloß. Remy kam in dem Momente zu ihm, da er ein unterirdisches, zu einem Ausfallthore führendes Gewölbe untersuchte.

„Wohlan," fragte er seinen Boten, was hast Du gesehen? Was hast Du gehört? Was hast Du gethan?"

„Eine Mauer, einen Schrei, sieben Meilen," antwortete Remy mit dem Lakonismus eines von jenem Knaben Sparta's, welche sich, zur größeren Ehre der Gesetze von Lykurgus, den Bauch von Füchsen wegfressen ließen.

Ende des vierten Theiles.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

In der v. Jenisch & Stage'schen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Eugen Sue's ausgewählte Romane.

Neueste und eleganteste Octav-Ausgabe.
Elegant geheftet.

Erscheint in einhundert Lieferungen von 90—100 Seiten, **deren jede nur 12 kr. oder 3 gr. kostet.**

Versendet ist bereits die 1 — 6te Lieferung. (**Der ewige Jude.** Deutsch von **Fr. W. Bruckbräu.**) Die neu erscheinenden Romane werden immer zuerst in meisterhafter Uebersetzung darin aufgenommen.

Alexander Dumas ausgewählte Romane.

Neueste und eleganteste Oktav-Ausgabe.
Elegant geheftet.

Erscheint in fünfzig Lieferungen von 90 — 100 Seiten, **deren jede nur 12 kr. oder 3 gr. kostet.**

Versendet ist bereits die 1 — 6te Lieferung. (**Die drei Musketiere.** Deutsch von **Fr. W. Bruckbräu.**) Die neu erscheinenden Romane werden immer zuerst in meisterhafter Uebersetzung darin aufgenommen.

Der Preis beider Werke übertrifft an Billigkeit alle bis jetzt erschienenen Ausgaben.

Die drei Musketiere.

von Alexander Dumas.

Deutsch von Fr. W. Bruckbräu.

3 Bde. in 8°. Feinstes Velinp. geh. 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Eine höchst meisterhafte Zeit-, Charakter- und Sittenschilderung aus dem siebenzehnten Jahrhunderte voll der ergötzlichsten Intriguen, ohne die mindeste Verletzung der Moralität, worunter jene mit den diamantenen Nestelstiften von ächt dramatischer Wirkung ist, und Ludwig XIII., seine Gemahlin Anna von Oesterreich, den berühmten Cardinal Richelieu, und den in England allmächtigen Herzog von Buckingham u. s. w. in wundersam spannenden Verwicklungen darstellt. Der Zeitschrift „Le Siecle," welche diesen bezaubernden historischen Roman in ihren Feuilletons zuerst brachte, strömten hiewegen neue Abonnenten zu vielen Tausenden zu, wie dem Constitutionel wegen des „ewigen Juden."

Eine Fortsetzung dazu sind:

Von Artagnan,

oder:

Zwanzig Jahre später.

Roman

von Alexander Dumas.

Deutsch von Fr. Wilh. Bruckbräu.

4 Bände. 8. Geh. 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

An Interesse der Handlung und merkwürdig spannenden Verwicklungen übertrifft dieser Roman fast noch den Ersteren. Er schildert das Zeitalter des allmächtigen Ministers Cardinals von Mazarin, seine Kämpfe mit der Fronde, und das Jugendalter des großen Königs Ludwig XIV. Die Abenteuer unserer Musketiere sind nicht weniger pikant — aber weit großartiger, auch treten nun historische Personen wie der Herzog von Condé, — Turenne u. s. w. auf den Schauplatz.

Ohne Heirathsgut.

Roman
von **Charles Reybaud.**
Deutsch von Fried. Wilh. Bruckbräu.
8. geh. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 12 kr.

Die Romane der Madame Reybaud zeichnen sich durch ihre interessante und spannende Handlung und durch eine Sittenreinheit aus, wodurch sie namentlich bei Damen zu einer Lieblingslectüre geworden sind. Der obige ist anerkannt einer ihrer besten, und kann unbedenklich dem besten der Bremer an die Seite gestellt werden.

Des Lebens Conflicte.

Roman
von **Carit Etlar.**
Aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Mayer.
8. geh. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl.

Die Kinder des Dammgrafen.

Novelle von **Carit Etlar.**
Aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Mayer.
8. geh. 9 ggr. od. 36 kr.

Die Geschwister.

Novelle aus dem Leben
von **Rasmus Latiner.**
Aus dem Dänischen übersetzt von **A. M. Börnhard.**
8. geheftet. 18 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Beide Verfasser sind die Lieblingsschriftsteller ihres Vaterlandes, und liefern in diesen ihren neuesten Romanen ein so zartes Gemälde des menschlichen Herzens, eine so treffliche Schilderung dänischer Natur und Sitten, daß sie auch bei uns in kurzem die Lieblinge des leselustigen Publikums, namentlich der Damen, sein werden.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Die Dame von Monsoreau Historisch-romantisches Sittengenälde aus den Zeiten Heinrichs III., Königs von Frankreich

Bd.: 4

Augsburg 1844

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 1562 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11257254-1